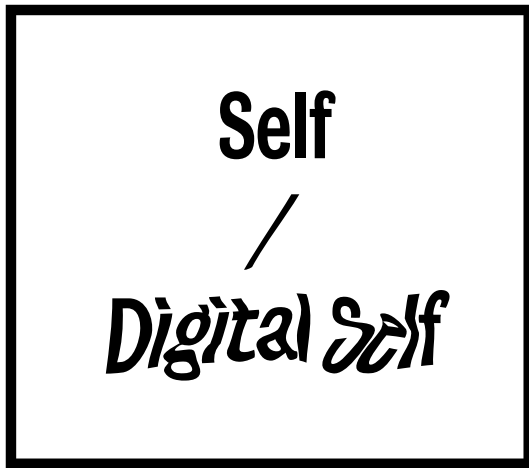


Self / *Digital Self*

Christoph Rauscher



SELF / DIGITAL SELF

Selbstwahrnehmung im digitalen Raum

Christoph Rauscher

Bachelor-Arbeit im Fach Interaction Design

Berliner Technische Kunsthochschule 2012 – 2013

www.christophrauscher.de/selfdigitalself

Inhaltsverzeichnis

• Einleitung	4
• Begriffsklärung	5
• Der Digitale Raum	5
• Identität und Selbst	7
• Beobachtungen	9
• Vernetzte Maschinen	9
• Veränderung der Schnittstellen	10
• Interviews	12
• Stereotypen des digitalen Zeitalters	12
• Selbstwahrnehmung des digitalen Ich	15
• Rollen und authentische Rollen im Netz	15
• Eigenschaften der analogen Identität	16
• Übertragung der Eigenschaften	16
• Die digitale Quintessenz	17
• Rückprojektion des Netzes	18
• Daten-DNA und Algorithmen	18
• Kommunikation der Identität	19
• Digitale Verfügbarkeit	19
• Aktivität, Intensität und Positionierung	20
• Die Sinnhaftigkeit des Teilens	21
• Authentizität durch Sprache und Schrift	21
• Fazit: Schnittmengen und Gegensätze	22
• Das Interface als Übermittler	24
• Aussagen der Teilnehmer	24
• Ideen zum Interface Design	24
• Schluss	26
• „Online“ als verbleichendes Präfix	26
• Literaturverzeichnis	27
• Interviews	28

Einleitung

Die Computer haben Einzug erhalten in das Leben der Menschen – mittlerweile viel sanfter, als die ruckelige Startphase es prophezeit hatte. Wir haben keine großen, schweren und grauen Maschinen mehr in unseren Arbeitszimmern stehen, und auch keinen HAL 9000 Roboter, der menschengleich mit uns interagieren soll. Stattdessen hat sich die Computerintelligenz in unseren Alltag integriert – wir verlieren die Angst vor den Maschinen, erkennen Sinn und Unsinn der Technik und beginnen, sie emotional und selbstverständlich in unser Leben zu lassen.

Diese Integration der Technik in den Alltag hat zur Folge, dass die Grenzen zwischen analogem und digitalem Raum verschmelzen – und gleichzeitig eine Umpositionierung unseres Selbst stattfinden muss. Der Standpunkt unserer Körper hat sich gewandelt von einem rein physischen zu einem virtuellen Aufenthaltsort. Mit diesem Wandel geht auch ein Wandel der Selbstwahrnehmung einher: Neue Orte beinhalten oftmals ein neues Identitätsverständnis, mit dem wir uns beschäftigen müssen. Versuchen wir, unser Identitätsbild eins zu eins in den digitalen Raum zu übertragen, oder besteht nach wie vor ein Bedürfnis nach Anonymität und Verfremdung? Unzählige neue, digitale Werkzeuge ermöglichen uns, die Auslegung der eigenen Identität zu kontrollieren und zu polieren, oder sind es schlussendlich womöglich die Maschinen, die unser Selbstbild verzerren?

Dieser Text will nicht unbedingt Antworten finden auf philosophische Fragen und Ideen. Es soll vielmehr versucht werden, ein momentanes Stimmungsbild der aktuellen Situation wiederzugeben – wie sich die Bewohner des digitalen Raums wahrnehmen, online und offline, und ob sie überhaupt unterscheiden zwischen analoger und digitaler Identität. Um diese Momente aufzuzeichnen, habe ich sechs Interviews mit jungen Erwachsenen geführt (alle Gespräche sind in Dialogform als Anhang beigelegt). Anschließend wurden die Interviews ausgewertet und miteinander in Verbindung gebracht. Herausgekommen ist ein interessantes Portrait einer Generation, die einerseits technisch aufgeklärt ist, aber gleichzeitig emotional mit Technologie umgehen möchte. Thematisch bewegen wir uns vom Bewusstsein über persönliche Eigenschaften hin zur Projektion ebendieser in die Digitalität. Wir beschäftigen uns mit der Kommunikation des Selbst im Internet und schlussendlich mit dem Einfluss und der Rückwirkung, die Computer und technische Schnittstellen auf uns haben. Beginnen will ich mit einem Überblick, der uns helfen soll, den Handlungsort der Untersuchungen genauer zu erfassen.

Begriffsklärung

Der Digitale Raum

Um die Analyse in ihrer thematischen Vielschichtigkeit einzugrenzen und übersichtlich zu halten, müssen zu Beginn einige wesentliche Begriffe und Definitionen erläutert und festgelegt werden. Der Themenkomplex „Digitale Identität“ kann auf verschiedenen Ebenen ausgelegt und analysiert werden – beispielsweise auf den Ebenen der Sozialwissenschaft, der Kommunikationswissenschaft oder der Philosophie. Da der Schwerpunkt des Themenfeldes dieser Arbeit aber durch den Blickwinkel des Gestalters interaktiver Systeme aufgearbeitet werden soll, spielen im Hinblick auf die digitalisierende Umstrukturierung der Gegenwart besonders zwei Aspekte eine tragende Rolle: Der digitale Raum in seinen ersten Erscheinungsformen, seiner Verwandlung und seiner Bedeutung im Jetzt, sowie die Definition des Selbst in diesem in den digitalen Raum übertragenen Identitätsbegriffs.

Der Begriff des „digitalen Raumes“ wurde innerhalb der vergangenen Jahre enorm gewandelt. Er entwickelte sich von einer reinen Utopie¹ zu einer Art Heterotopie², und schließlich hin zu einer annehmbaren Realität, die schwer vom „analogen Raum“ zu trennen ist. Während es in den Anfängen des Internets, wie wir es heute kennen, kaum vorstellbar war, dass ein technisch vernetztes System zum Datenaustausch in unseren herkömmlichen, wenig digitalisierten Alltag integriert werden könnte, ist dieses Netz in seiner heutigen und auch in seiner zukünftigen Form aus unseren alltäglichen Strukturen der Verwaltung und Kommunikation nicht mehr wegzudenken. Dies hängt einerseits mit den Maschinen selbst zusammen, aber auch mit unserem Verständnis für unsere Umgebung, in der sich Digitalität und Analogität heutzutage zwangsweise vermischen.

Marco Hemmerling beschreibt uns Computernutzer in den Anfängen der Virtualität als „Gefangene einer eingeschränkten Wahrnehmung der Wirklichkeit, auch wenn die digitalen Technologien es anders verheißen“ (Hemmerling 2011, 15). Diese Aussage macht Sinn, beruht allerdings auf der mittlerweile nahezu veralteten Wahrnehmung, die digitale Umgebung durch einen einzigen „Tunnel“ – beispielsweise durch einen Monitor hindurch – zu sehen. Erste direkte Übertragungen des virtuellen Raums (VR) in den physischen Raum passierten durch das Übergehen von Tunneln zu sogenannten CAVES. Diese Höhlen spielen auf die direkte Übertragung virtueller Räume in physische Räume an. Beispielfhafte Schnittstellen hierfür sind etwa die Spielkonsolen Nintendo Wii und die Microsoft Kinect³. Erstere besteht aus einem Empfänger, der an die Konsole angeschlossen wird und über dem Display platziert ist, sowie einem Controller, der kabellos die Signale der vom Spieler ausgeführten Interaktionen an den Empfänger sendet. Ähnlich funktioniert die Kinect, die anhand von Infrarot-Technologie die Bewegungen der Spieler verarbeitet. Somit wird kein Controller mehr benötigt und die

¹ Beispielhaft sind Science-Fiction-Filme wie *Minority Report* (Regie: Steven Spielberg, 2002), die schon in der Genre-Bezeichnung (Science = engl. Wissenschaft; engl. fiction = fiktiv, nicht real) darauf aus sind, utopische Ideen zu visualisieren.

² Die Heterotopie ist eine von Michel Foucault (1926 – 1984) verwendete Beschreibung für Orte, die bestimmte gesellschaftliche oder anderweitig definierte Normen nicht oder nur teilweise erfüllen. Während sich Foucault damals (1967) eher mit physischen Heterotopien beschäftigt, kann diese Idee auch auf digitale Räume übertragen werden – beispielsweise auf Chatrooms oder Rollenspiele.

³ Die Nintendo Wii wird seit 2006 von Nintendo vertrieben und war die erste Art von Konsole, der ein großen Markterfolg im Bereich der dreidimensional steuerbaren Interfaces gelang. Die Microsoft Kinect wird seit November 2010 von Microsoft Windows hergestellt und dient zur Steuerung der Videospielekonsole Xbox 360.

Schnittstelle zwischen virtuellem und physischem Raum wird transparent. Diese Transparenz hat sich bereits in das kollektive Bewusstsein der digitalen Generation eingeprägt und wird es auch noch in Zukunft verstärkt tun. Der Mensch projiziert sich nun ganz anders in die digitalen Umgebungen, als er es noch getan hat, als starre, komplexere Schnittstellen (bspw. Kommandozeilen in DOS-Systemen) üblich waren.

Unvermeidlich scheint sich eine Trennlinie zwischen analogem und virtuellem Raum zu ziehen. Gleichzeitig wird diese Trennlinie durch die Digitalisierung des Alltags immer schwammiger. Hemmerling begründet diese Schwammigkeit mit der „allgegenwärtigen Datenpräsenz“, die für den Nutzer „ein subjektives Raumkontinuum, unabhängig von Ort und Zeit“ (Hemmerling 2011, 19) entstehen lässt. Hiermit ist vor allem das Dateimanagement gemeint, das sich von fest installierten Rechenzentren (Desktoparbeitsplätzen) auf mobile Endgeräte und darüber hinaus in die sogenannte Cloud – also Rechenzentren, auf die via Internet zugegriffen wird und die von selbst Daten synchronisieren – bewegt hat. Mark Weiser prägte hierbei den Begriff Ubiquitous Computing, also eine allgegenwärtige Computerisierung, bei der die Interfaces nicht mehr auf Screens beschränkt sind. Hierzu gehört beispielsweise auch die Augmented Reality, die von Ronald T. Azuma 1997 als „Kombination von realen und virtuellen Inhalten in einer realen Umgebung“ (ebd.: 20) definiert wird. Es entsteht folglich eine wirr erscheinende Mischung aus analogen, digitalen und halbrealen Inhalten, die auf eine bestimmte Art und Weise in einem Raum zusammen kommen sollen.

Immer noch nicht geklärt ist nun jedoch der Begriff Digitaler Raum, der, wie eben erläutert, mit all seinen Bestandteilen und seinen Überlagerungen mit dem analogen Raum durchaus unscharf geworden ist. Paul Milgram entwickelte ein Modell, das er als „Reality-Virtuality-Continuum“ bezeichnet (vgl. Milgram 1994, 282–292). Hierbei wird zwischen einer realen Umgebung und einer virtuellen Umgebung unterschieden, die, je nach Gewichtung der jeweiligen Umgebung, eher real oder eher virtuell zu bewerten ist. Innerhalb dieses Systems nimmt die Virtualität allerdings nach wie vor eine unecht und künstlich wirkende Position ein – der „echten Realität“ wird schon allein durch den Begriff „real“ eine stärkere Bedeutung zugeschrieben. Zweifelsohne existieren die virtuellen Umgebungen, on- und offscreen, ebenso wie reale Umgebungen, und sind deswegen gleichzusetzen.

Zusammenfassend und auf den verschiedenen Theorien aufbauend können digitale Räume als Umgebungen beschrieben werden, die durch Technologie erschaffen und in einem Gleichgewicht mit analogen Umgebungen zu positionieren sind. Hemmerling fügt beide Räume folgendermaßen zusammen: „Die erste Realität des physischen Raumes und die virtuelle Realität digital geschaffener Umgebungen verschmelzen zu einer emergenten Gesamterfahrung“ (Hemmerling 2011, 24). Durch diesen hybriden, emergenten Raum entsteht ein neues Projektionsfeld, das Platz und Entfaltungsmöglichkeiten bietet für unsere analoge(n) und digitale(n) Identität(en).

Identität und Selbst

Der Begriff „Identität“ eröffnet ein so komplexes und breites Themenfeld, dass seine Definition und Bedeutung für den hier vorliegenden Themenbereich des Interaktionsdesigns definiert und zugeschnitten werden muss.

Grundlegend ermöglicht Identität in unserem heutigen Verständnis „soziales Handeln und interpersonale Interaktion“ (Misoch 2004, 18). Identität (vom lat. idem = das-, derselbe) beschreibt die Übereinstimmung von Eigenschaften zu dem Objekt oder Subjekt, das eben diese Eigenschaften verkörpert. In der Sozialwissenschaft setzt sich die allgemeine Identitätsvorstellung aus folgenden Bestandteilen zusammen: Einzigartigkeit, Kohärenz, Konstanz und Kontinuität (vgl. ebd., 20). All diese Bestandteile, insbesondere aber Letzterer, beziehen sich auf ein über einen andauernden Zeitraum hinweg konstant bleibendes Selbstbild als Grundvoraussetzung zu einer Identität. Die Frage »Wer bin ich?« kann nur durch ein Sich-Treubleiben beantwortet werden, da sonst keine eindeutigen Parameter zum eigenen Selbstbildnis festgelegt sind und die Identität stets undeutlich bleibt.

In der analogen Realität kommt zum Begriff der Identität der Begriff des Selbst hinzu. Dieses Selbst ermöglicht diverse konzeptionelle Auslegungen der eigenen Identität: „Ein Mensch stellt verschiedene soziale und situative Identitäten dar, und er ist doch stets mit sich identisch. Er präsentiert verschiedene Arten des Selbst und verfügt zugleich über ein relativ stabiles Selbstkonzept“ (Mummenday 1995, 57). Diese Präsentation verdeutlicht den wichtigsten Entstehungsprozess eines Identitätsbilds: Selbstdarstellung ist eine Grundvoraussetzung zur Identitätsbildung – die Präsentation des Ichs ist die Bedingung des eigentlichen Ichs.

Während wir in der analogen Realität also den Rahmen der Identität mit diversen Selbstbildern im Inneren zeichnen, verhält sich unser Bezug auf Identität und Selbst im digitalen Raum anders. Hinzu kommt die gesellschaftliche Transformation von Moderne zu Postmoderne, welche den Identitätsbegriff und die erforderliche Selbstpräsentation zusätzlich beeinträchtigt.

Während der Begriff der Postmoderne erstmals im Jahre 1917⁴ auftauchte (vgl. Misoch 2004, 68), spielt er auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine tragende Rolle in Philosophie, Sozialwissenschaft, Architektur und Kunst. Er vereint „gesamtgesellschaftliche Erscheinungen der Heterogenisierung, der Pluralisierung, der Werteverstärkung sowie der Flexibilisierung und Individualisierung der modernen Kultur“ (vgl. ebd., 68). Das Internet, besonders in seiner heutigen sozialen Form, ist hierbei von großer Bedeutung – Selbstbilder, Selbstdarstellung und Selbstreflexion werden im Hinblick der stärkeren Individualisierung zunehmend relevant. Die Verschmelzung des analogen und des digitalen Raums erschafft eine neue Perspektive, um sich mit der postmodernen Identität im Kontext dieser neuen Räume zu befassen.

Durch die gesellschaftlichen Umstrukturierungen der Postmoderne entwickelten sich Theorien, die dem Subjekt einen neuen Rahmen verleihen wollten. Einige Philosophen und Theoretiker gaben den Denkanstoß, sich aufgrund der enormen Disparität der Alltagswelt komplett von einem festgelegten Subjekt zu verabschieden. Während es sich vorher um eine einzige Identität mit diversen Selbstbildern handelte, wurde nun versucht, die Verbindung zwischen Subjekt und Identität aufzulösen. Es entstand die Idee eines „fragmentierten

⁴ Rudolf Pannwitz erwähnt in seinem Buch Die Krise der europäischen Kultur erstmals den „postmodernen Menschen“. Der Begriff Postmoderne bezog sich anfänglich auf offensivere Kunstformen im zweiten Teil des 20. Jahrhunderts.

Selbstmodells“, beziehungsweise die Möglichkeit „multipler Identitätsentwürfe“ (vgl. ebd., 92f). Für die Entstehung eines Persönlichkeitsbildes, das trotz der gesellschaftlichen Umstrukturierungen zur Beantwortungen der Frage nach dem Ich relevant ist, entsteht die Idee einer „Bastelmentalität“ (Gross u.a. 1985), in der sich das Subjekt nicht mehr in einem starren Identitätsrahmen bewegt, sondern die Freiheiten der gesellschaftlich akzeptierten Individualisierung nutzt und sich seine Identität aus Bausteinen zusammen setzt. Ähnlich beschreibt es auch Sherry Turkle, die Identität als „ein Repertoire von Rollen, die sich mischen und anpassen lassen und über deren verschiedene Anforderungen verhandelt werden muss“ (Turkle 1998, 289) ansieht.

Das Selbst wird also zum individuellen Begriff, das weder einer Norm noch einer Form entsprechen müsste. Das Internet als Raum erweiterte diese Freiheit im Bastelprozess durch diverse Faktoren, etwa die vielfältigen virtuellen Möglichkeiten der Zeit- und Raumüberschreitung und die vermeintliche Anonymität im Netz. Die „Handwerklichkeit“ dieser Identitätserstellung bekommt im Prozess der digitalen Selbstdarstellung (also in virtuellen Räumen, wie etwa sozialen Netzwerken oder MUDs) eine besondere Haptik: Während im analogen Raum Identität zu einem großen Teil über den Körper geformt und sogar zur Identitätsverifizierung (bspw. Passfoto oder Fingerabdruck) genutzt wird (vgl. Misoch 2004, 22f), wird im digitalen Raum jeder Ausdruck der Selbstformung codiert. Sabina Misoch unterteilt die digitale Identität in vier Merkmale: Körperlosigkeit, textuelle Selbstrepräsentation, Bewusstsein und Simulationspotential (vgl. ebd., 130ff). Durch das Verschmelzen von analogem und digitalem Raum hebt sich aber beispielsweise die textuelle Selbstrepräsentation bis zu einem gewissen Grad auf – mit der rapiden Weiterentwicklung des Internets und seinen zunehmend emotional und intuitiv gestalteten Oberflächen ist Text nicht mehr Hauptmedium der (Ich-)Kommunikation. Bild und Bewegtbild nehmen eine zunehmende Rolle ein, während beispielsweise die Übersetzung realer Emotion in eine Computersprache (bspw. Emoticons oder Abkürzungen) abnimmt. Überaus wichtig sind allerdings Misochs Begriffe Bewusstsein und Simulationspotential – sie spielen mit innerhalb der heutigen Präsenz und Relevanz digitaler sozialer Netze eine immer größere Bedeutung.

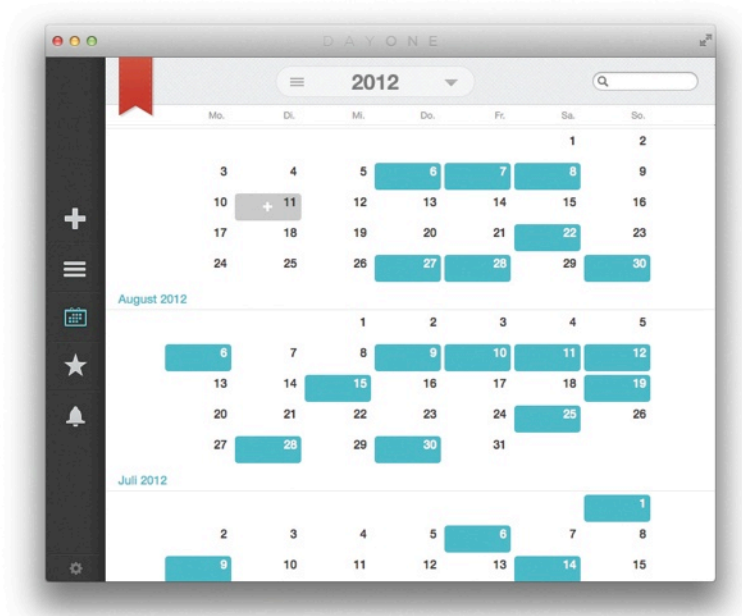
Identität im Internet ist also durch Postmoderne und Virtualität vielschichtig, aber nur bis zu einem gewissen Grad definierbar. Für die vorliegende Arbeit ist die Bausteinhaftigkeit der neuen (digitalen) Identität von besonderer Bedeutung, da sie die Übertragung des analogen Ichs in den emergenten Raum aus Realität und Virtualität besonders treffend beschreibt.

Beobachtungen

Vernetzte Maschinen

Beim Diskutieren und Nachdenken über die Erscheinung der digitalen Identität, besonders im Bezug auf Gestaltung von Schnittstellen, habe ich versucht, ein ganz grobes Prozessmodell mit den Komponenten Nutzer, Identität, Schnittstelle und Maschine zu erstellen, das mir und anderen erleichtern sollte, den Themenkomplex zu formen. Im Folgenden also ein paar grundlegende Überlegungen zur Selbstprojektion durch Maschinen:

Bevor wir uns mit Identität und Interfaces beschäftigen wollen, müssen wir einen weiteren Schritt zurück treten und uns ein Bild der Szenerie machen: Der Prozess, in dem ein Mensch mit einem Computer interagiert, wird Human Computer Interaction, kurz HCI genannt. Dieser Prozess kann von Designern gestaltet und optimiert werden, um zu erfüllende Aufgaben möglichst einfach, angenehm und effektiv lösen zu können. Werfen wir einen Blick auf die Maschine, können wir unterscheiden zwischen Maschinen, die für sich alleine stehen, und Maschinen, die an ein Netzwerk angeschlossen sind. Letztere können beispielsweise Computer oder Smartphones sein. Durch ihre Vernetztheit können sie unsere Eingaben an einen anderen Ort reflektieren, beispielsweise an einen anderen Computer, der von einem anderen Menschen benutzt wird, der nicht direkt mit uns in Kontakt steht. Ich denke, dass die Menge an Authentizität, die wir einem Computer preisgeben, davon abhängt, wie stark die Maschine mit einem Netzwerk verbunden ist und in wie weit wir als Nutzer das mitbekommen. Ein einfaches Beispiel hierfür ist die App Day One, eine Tagebuch-Anwendung für Mac, iPad und iPhone. In ihr lassen sich einfach Fotos, Notizen und Erlebnisse festhalten. Die App ist mit einem Passwort verschließbar.



Day One ist keine App, die für sich selbst steht: Sie ist ans Internet angeschlossen und tauscht die privaten Tagebucheinträge über das Internet mit allen gekoppelten Geräten aus. Dennoch ist der Zugriff privat; nur, wer die Anwendung mit dem entsprechenden Account nutzt und das Passwort kennt, kann die Daten einsehen. Ein privates Weblog ist anders strukturiert: Es ist so konzipiert, dass man private Gedanken teilt – sie sind von vornherein für die

Öffentlichkeit bestimmt. In dieser Bestimmtheit wandelt sich die Projektionsfläche der Identität im digitalen Raum: Privatsphäre und Öffentlichkeit und die rein visuelle Offensichtlichkeit beider Faktoren spielen eine entscheidende Rolle beim Projektionsprozess. Um den momentanen Stand der Schnittstellengestaltung zur Projektionsfläche zu erläutern, will ich eine kurze Einführung in die für uns relevante Geschichte der graphischen Nutzeroberflächen geben.

Veränderung der Schnittstellen

Um den Einfluss technischer Schnittstellen auf unsere Projektion der eigenen Identität in digitale Umgebungen zu analysieren, müssen wir einen genaueren Blick auf diese Schnittstellen werfen. Im ersten Kapitel wurde kurz voraus gegriffen und mit der Wii und Microsoft Kinect zwei Interfaces genannt, die unseren momentanen Stand der Dinge gut skizzieren: Wir befinden uns in einem emergenten Raum, bestehend aus digitalen sowie analogen Erscheinungen, mit immer anwesenden und angeschalteten technischen Geräten. Der Alltag hat sich verwandelt in eine fast schon permanente Augmented Reality, angereichert mit digitalen Informationen, und erreichbar sowohl über digitale (on-screen) als auch analoge (off-screen) Oberflächen.

Denken wir an die Bedienung der Computer in den 70er und 80er Jahren nach, erinnern wir uns beispielsweise an MS- und Apple-DOS-Systeme, die durch eine Command Line Shell – also einer verhältnismäßig einfachen Oberfläche zum Eingeben textueller Befehle – bedient wurden. Ein solches, via Kommandozeile gesteuertes Bedienungssystem wird heutzutage mit dem damaligen Stand der Hardware verbunden: Die Maschinen waren schwer, die Systeme waren wenig leistungsstark und langsam, und das Interface hatte generell kaum Gestaltung oder gar Persönlichkeit erhalten – und wurde deshalb auch wenig als Kanal für selbige genutzt. Dennoch fand textuelle Selbstformung anhand von ersten, befehlsgesteuerten Computerspielen statt – Sherry Turkle beschreibt in *Leben im Netz* die bereits erwähnten MUDs, in denen Computerspieler in verschiedene Rollen schlüpfen und – ähnlich wie in *Second Life* – miteinander interagieren und spielen, nur eben ausschließlich via Text (vgl. Turkle 1998, 11ff).

Ändern sollte dieses rein auf Text und Kommandos basierende Schnittstellensystem das sogenannte Graphical User Interface (GUI), also eine Übersetzung der Kommandos in visuelle Metaphern. Das moderne visuelle Interface basiert grundlegend auf den WIMP-Komponenten (windows, icons, menus und point device). Zur Jahrhundertwende erlangte die Gestaltung dann einen weiteren Schub in Richtung Postmoderne: Dem Heimcomputer wurde eine neue Bedeutung geschenkt. Es wurde ein größeres Augenmerk auf Produktdesign gelegt, und die graphische Oberfläche der Betriebssysteme veränderte sich maßgeblich. Die mit der zehnten Version des Systems „Mac OS“ von Apple eingeführte Benutzeroberfläche Aqua revolutionierte die Art und Weise, wie bis heute digitale Interfaces gestaltet werden: Die Icons waren fast fotorealistisch umgesetzt, der Schreibtisch (Desktop) verstärkte seine Analogien zum realen Schreibtisch, auf dem der Computer stand, und die Rechner selbst fügten sich durch emotionales Design nahtlos in unsere alltägliche Umgebung ein. Mittlerweile spricht man von Skeuomorphismus – also der Übertragung dreidimensionaler oder zumindest analoger Artefakte wie etwa Ledertexturen, metallene Schaltknöpfe und Holzoberflächen auf digital zweidimensionale Ebenen. Diese Art der Interface-Gestaltung ist umstritten, da sie prinzipiell versucht, den analogen Raum im digitalen Raum nachzuahmen, und nicht darauf hinarbeitet, eine neue Umgebung zu erschaffen – somit also zweitklassig bleibt.

Diese ersten Anzeichen der „Fügung“ der Computer in unseren Alltag haben sich bis heute potenziert. Mittlerweile nehmen wir die Computer nicht mehr wahr – vielmehr noch nehmen wir es sogar verstärkt wahr, wenn etwas nicht computerisiert und technisiert ist; wenn der Computer fehlt, erscheint uns das komisch, manchmal sogar unvollständig. Nicht-computerisierte Prozesse wirken oft starr, mittelalterlich und unzufriedenstellend. Wir sehen den Computer als Teil unseres Alltags, und wir sehen uns als interagierende Kommunikationspartner mit dem Computer als Teil des Interfaces. Überspitzt wird diese Fügung durch die genannten Schnittstellen, die unsichtbar werden – Interfaces, die drahtlose Technologien verwenden und uns dennoch Zugang zu einer technischen Infrastruktur geben, werden immer relevanter. David J. Bolter und Richard Grusin geben dem Phänomen einen Begriff: Immediacy. In ihrem Buch *Remediation* schreiben sie: „The logic of immediacy dictates that the medium itself should disappear and leave us in the presence of the thing represented“ (Bolter und Grusin 1999, 6). Sie stellen folglich fest: Im Sinne der Immediacy ist das vermittelnde Medium dafür bestimmt, zu verschwinden und den Betrachter mit dem medial übermittelten Objekt in eine direkte Verbindung zu setzen. Es handelt sich folglich um ein Medium in der Erscheinung eines durchsichtigen Fensters, das uns nicht in sich selbst spiegelt, sondern in einen direkten Kontakt mit dem zu Betrachtenden setzt. Der Ort, in den wir uns während dieser transparenten Übermittlung bewegen, ist nicht direkt begrenzt.

Uns selbst an diesen „Zwischenort“, oszillierend zwischen Interface und analogem Raum, zu positionieren, ist nicht unbedingt einfach und erfordert teilweise ein hohes Maß an technischem Verständnis und Selbstreflexion. Aus diesem Grund habe ich mich für diese Analyse mit sechs jungen Menschen im Alter von 19 bis 26 Jahren zu den Themen Selbstwahrnehmung, Internetnutzung, Kommunikation und Sicherheit unterhalten. Im Folgenden möchte ich die Ergebnisse der einzelnen Gespräche vergleichen, auswerten und die besonderen Schnittmengen und Gegensätze markieren. Denn obwohl alle Interview-Partner der gleichen Generation – den Digital Natives – angehören, unterscheiden sich manche Aussagen maßgeblich.

Interviews

Stereotypen des digitalen Zeitalters

Anhand einer Sinus-Milieu-Studie des „Deutschen Instituts für Vertrauen und Sicherheit im Internet“ (DIVSI) wurde versucht, die diversen Generationen und Nutzergruppen des Internets zu sortieren. Es wird zwischen drei Hauptgruppen unterschieden: Die älteste Generation wird als Digital Outsiders benannt und in die Gruppen Internetferne Verunsicherte und Ordnungsfordernde Internetlaien unterteilt. Sie nutzen digitale Medien kaum und sind extrem skeptisch und teilweise auch verängstigt, was das Internet angeht. Die zweite Gruppe, Digital Immigrants, vertritt die Verantwortungsbedachten Etablierten und die Postmateriellen Skeptiker – also Menschen, die Computertechniken als Erwachsene erlernt haben und dem Internet generell kritischer gegenüberstehen. Die jüngste Generation, die Digital Natives, unterteilen sich wiederum in drei Gruppen: Die unbekümmerten Hedonisten, die effizienzorientierten Performer und die digitalen Souveränen. Schon in der Betitelung der Gruppen lässt sich erahnen, dass die jeweilige technische Affinität steigt und die Gruppe der digitalen Souveränen ein großes technisches Interesse und demnach auch eine hohe Internetnutzung aufweist.

Für meine Interviews habe ich drei junge Männer und drei junge Frauen befragt, die ausschließlich den Digital Natives angehören. Bei der Auswahl der Interviewpartner habe ich versucht, die Personen so zu mischen, dass sich alle mit verschiedenen Untergruppen identifizieren können. Da ich im Folgenden viel aus den Gesprächen zitieren werde, möchte ich die Teilnehmer kurz vorstellen:

Paul, 23, arbeitet in einer Werbeagentur und bezeichnet sich selbst als „Nerd“ oder „Internetmensch“. Er ist sehr offen für neue Technologien und das Internet, und sieht sich als digitaler Souverän.

Juliane, 19, ist journalistisch aktiv und studiert Kulturwissenschaften. Sie ist generell kritisch, was Technologien angeht, aber offen für Neues. Wie Paul sieht sie sich als digitale Souveräne.

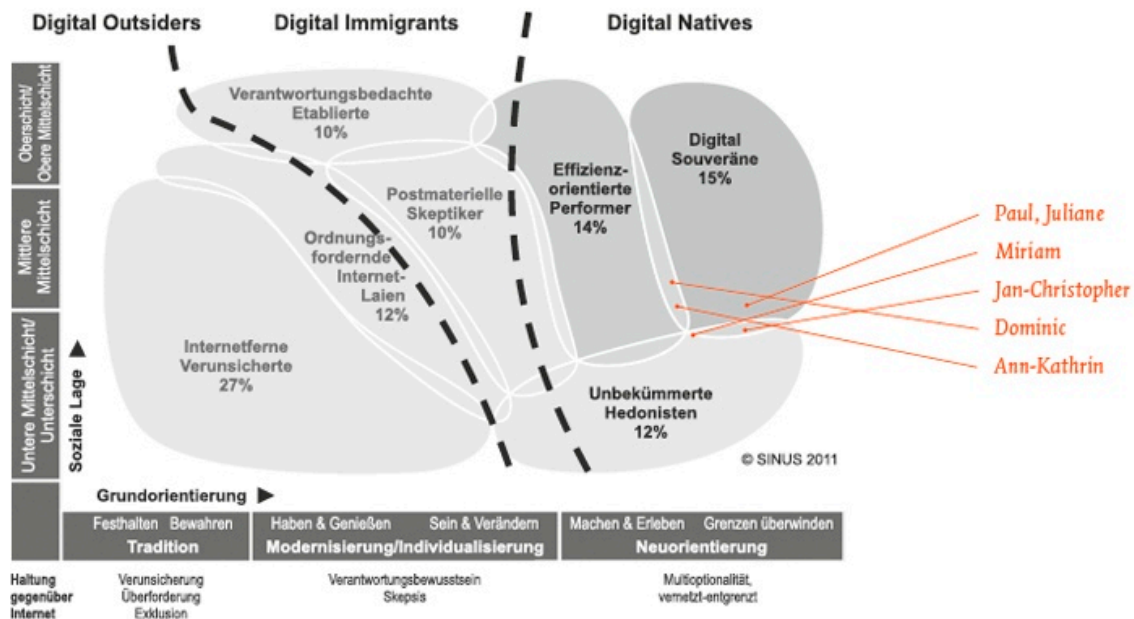
Ann-Kathrin, 22, studiert Philosophie, Kunstgeschichte und Musikwissenschaft und ist sehr vorsichtig, was ihre Erscheinung im Netz betrifft. Sie sieht sich zwischen den effizienzorientierten Performern und digitalen Souveränen.

Dominic, 26, ist aktiver Videospieler und arbeitet beim deutschen Jugendschutz. Er nutzt das Internet gerne und unbesorgt und sieht sich wie Ann-Kathrin im Bereich der effizienzorientierten Performer und digitalen Souveräne.

Miriam, 21, studiert visuelle Kommunikation und sagt, dass ihre Selbstpräsentation im Netz wieder abgenommen hätte. Sie sieht sich am unteren Schnittpunkt der unbekümmerten Hedonisten, digitalen Souveränen und effizienzorientierten Performern.

Jan-Christopher, 22, studiert Informatik und hat ein großes technologisches Verständnis. Er positioniert sich, ähnlich wie Miriam, zwischen den unbekümmerten Hedonisten und digitalen Souveränen.

Interessanterweise lag ich folglich mit meiner Einschätzung, was die Milieus angeht, falsch: Jeder Teilnehmer bekam die Milieu-Studie zu sehen und im Gesamtbild ordneten sie



sich alle in sehr dicht aneinander liegende Bereiche ein:

Die Fragen, die ich den Teilnehmern gestellt habe, untergliederten sich in vier thematische Bereiche: Im ersten Teil wurden mir Fragen zum Thema Digitale Identität und Selbstpräsentation im Internet beantwortet. Damit wollte ich grundlegend herausfinden, in wie weit meine Teilnehmer überhaupt schon über ihr Selbstbild im Internet reflektiert haben, und wie es ihr Aufwachsen mit digitalen Medien beeinflusst haben könnte. Der zweite Teil beschäftigte sich mit der Digitalisierung des Alltags – so konnte ich mir ein genaueres Bild der technischen Versiertheit meiner Interviewpartner machen. Im dritten und vorletzten Teil habe ich detaillierte Fragen zur Kommunikation durch digitale Kanäle gestellt, und der letzte Teil beschäftigt sich mit dem Thema Sicherheit und Bewusstsein. Dort ging es mir darum, herauszufinden, wie weit sich die Teilnehmer überhaupt von Technik und Algorithmen einnehmen lassen. Außerdem habe ich mit allen Teilnehmern eine Assoziationskette gemacht: Zu jeweils 28 Begriffen sollten sie den ersten Gedanken nennen, der ihnen in den Sinn kam:

Stichwort	Paul	Juliane	Ann-Kathrin	Miriam	Dominic	Jan-Christopher
Spiegelbild	Spiegel	–	Jaques Lacan	Vergangenheit	Reflexion	Ich
Second Life	Computerspiel	Internet	Sims	befremdlich	Alter Hut	Sex
Selbstdarstellung	Facebook	Facebook	immer	befremdlich, aber macht Spaß	übertrieben	falsches Bild
Design	Arbeit	Möbelstücke	handhabbar	toll	übertrieben	schön
Webcam	Skype	Porno	Skype	fühle ich mich nicht wohl mit	Sex	weit weg
Schnittstelle	Verbindung	–	USB	Interface	USB	Java

Technik	sehr gut!	neue Generation junger Leute	–	ist gut, macht aber viel Arbeit	geil	Lego Technik!
Datenschutz	wichtig	Facebook	wichtig	wichtig, aber ich bin nicht immer voll dabei	wichtig	Schleswig Holstein
Computer	immer erreichbar	Laptop, zentraler Lebensinhalt	Laptop	Leben	sehr wichtig	Schwarz-Weiß-Bildschirm
Sicherheit	Verschlüsselung	das Gegenteil von Internet	Datenschutz	unterschätzt	Bedürfnis	Kaspersky
Cyber	Space	–	Space	90er	90er	schreckliches Wort. Schrecklich!
Erkenntnis	–	Reflektion	Erkenntnistheorie	sollte auch offline geschehen	schwer zu erreichen	Philosophie
Roboter	sehr cool!	Erleichterung	Künstliche Intelligenz	interessieren mich nicht	Science Fiction	Japan
Facebook	soziales Netzwerk	Darstellung	blau	Hassliebe	Auslaufmodell	Amerika
Wahrheit	Pflicht	Gedanken	–	gibt es online und offline nicht	Interpretations-sache	Die ultimative Wahrheit
Vertrauen	–	Beziehung	–	in Technik zu haben ist irgendwie absurd	Höchstes Gut des Menschen	festhalten
Netzwerk	Verbindung / Router	netzwerken mit Leuten	Teilnehmer	anstrengend	Kommunikation	IP-Adresse
Anonym	Scientology	Internet	sicher	–	wichtig	Deckmantel
Real Life	jetzt im Augenblick	Internet	Ist so ne Sache, ne?!	sollte interessanter sein als das Online-Leben	ätzender Begriff	schreckliches Wort
Abbild	Zeichnung	Fotografie	Gemälde	immer ein Trugschluss	Spiegel	Geometrie
Privat	–	Ich selbst	Hinter verschlossene Türen	Gefühle online zu teilen finde ich befremdlich	Eigenverantwortung	Tür zu
Kommunikation	sprechen / reden	–	notwendig	verändert	24 Stunden am Tag	Austausch
Echtheit	–	–	konstruiert	gibt es online weniger	China-Import	relativ
Authentizität	Ich	Alleine sein	konstruiert	gibt es online weniger	schweres Wort	Softwaretechnik
Maschine	Technik	Beängstigung	Simulation	bin ich erstaunlicherweise sehr unkritisch gegenüber	kein Menschenersatz	großer Metallklotz
Wirkung	Ursache	Beeinflussung	Effekt	–	Ursache	–
Hacker	Nerd	Wahrnehmung	Das würde ich auch gerne können	faszinierend und sexy	90er	Chaos Computer Club!

Treue	Liebe	Konstruktion	Loyalität	der Treuebegriff verschiebt sich im Internet	Vertrauen	wichtig
--------------	-------	--------------	-----------	--	-----------	---------

Gleichfarbige Zellen beinhalten gleichwertige Aussagen, wobei hier in grün und orange unterteilt wurde. Blau markierte Zellen heben besonders interessante und bemerkenswerte Aussagen hervor. Gedankenstriche bedeuten eine Auslassung des Begriffs. Die Matrix zeigt, dass einige Gedankensprünge innerhalb des Themenkomplexes oft vorkommen, wie etwa Sicherheit, Relevanz des Datenschutzes und eine generelle Begeisterung für Technik. Andererseits stehen manche Begriffe in einem gewissen Gegensatz zueinander: Während beispielsweise Paul beim Wort Anonym sofort an Scientology denkt, ist es für Ann-Kathrin Sicherheit. Die assoziierten Begriffe sollen helfen, sich ein erstes Bild der jeweiligen Interviewpartner zu verschaffen.

Die Aufarbeitung der entstandenen Gespräche sieht im Folgenden so aus: Zu erst will ich beschreiben, wie die jeweiligen Teilnehmer mit dem Thema Identität und folglich auch digitaler Identität umgehen. Dort werde ich zusammenfassen, wie die Selbstwahrnehmung der Generation der Digital Natives aussieht, und wie sie sich ins Internet überträgt – sie ist nämlich breit gefächert von Emotionen wie Vorsicht, Nachdenklichkeit und Angst, bis hin zu absoluter Weltoffenheit, Verspieltheit und Sorglosigkeit.

Der zweite Teil der Aufarbeitung versucht anschließend, diese Selbstwahrnehmung auf Kommunikation durch digitale Medien zu übertragen: Welche Werkzeuge und Interfaces beeinflussen unsere Kommunikationsgewohnheiten? Welche Vor- und Nachteile sehen die Befragten in digitaler, beschleunigter Kommunikation, und welche Rolle spielt Authentizität dabei?

Selbstwahrnehmung des digitalen Ich

„Im Großen und Ganzen glaube ich, dass ich (online) genau so bin wie im normalen Leben.“ Das sagt Paul über sein Identitätsbild, das er von sich selbst im Netz zu erschaffen versucht. Das ist auch der Konsens, den die meisten der Interview-Partner teilen: Es wird nicht versucht, ein fremdes oder bestimmten Regeln entsprechendes Selbstbild zu skizzieren und im digitalen Raum zu verkörpern, sondern generell wird Wert auf Echtheit gelegt. Dominic stellt aber fest, das Identitätsbild im Internet eröffne eine Sehnsucht, die jeder ein bisschen ausleben möchte – die virtuelle Welt will genutzt werden, um mal jemand anderes zu sein und in eine neue Rolle schlüpfen zu können. Er persönlich nutze dafür aber eher die Welt der Videospiele.

ROLLEN UND AUTHENTISCHE ROLLEN IM NETZ

Jedes Interview habe ich mit der Frage nach ersten eigenen E-Mail-Adressen und frühen Nicknames begonnen. Schon dabei wird deutlich: Fünf von sechs Befragten haben in ihrer ersten E-Mail-Adresse ihren Klarnamen oder, wie etwa Juliane, den Familiennamen für eine gemeinsam genutzte Adresse verwendet – es deutet also bereits hier wenig auf den Wunsch nach direkter Neuschaffung der Identität hin. Nicknames waren nur in ganz anfänglichen Phasen der persönlichen Internetnutzung im Gebrauch: Etwa für Online-Foren auf Kindernetzwerken oder in Videospiele. Diese erfundenen Namen waren etwa schmedderfly (Juliane: „Ich wollte etwas Kreativeres als alle anderen; nichts mit Sternchen und Zahlen, wie

das angesagt war. Schmetterlinge waren wohl meine Lieblingstiere.“), p4aulchen (Paul verwendet generell seinen Klarnamen, weicht aber auf eine Buchstaben-Zahlenkombination aus, wenn „Paul“ oder „Paulchen“ schon vergeben sind), Frau Katze (Miriam war als Teenager auf MySpace aktiv und hat die Plattform genutzt, um ihr Selbstbild intensiv zu formen und dadurch auch neue Kontakte zu knüpfen), oder dr_prosecco und mulucirruc (Dominics erste E-Mail-Adresse und Nickname, bevor er in sozialen Netzen Varianten seines Klarnamens verwendete).

Alle Aussagen zu Nicknames und der anfänglichen Internetaktivität auf Kindernetzwerken (beispielsweise des Ki.Ka oder in Foren von Musiker-Fansites), wie das anschließend schnell normal gewordene Nutzen des Klarnamens beschreibt gut, wie sich die Generation der Digital Natives ins Internet übertragen möchte: Man will niemand Fremdes spielen, sondern sich selbst – bis zu einem gewissen Grad – online vertreten. Sherry Turkle beschreibt noch Ende der 1990er Jahre ein gegenteiliges Phänomen: Die Nutzer der MUDs suchen den digitalen Raum und die virtuelle Spielwelt aus dem gegengesetzten Grund auf: Sie genießen es, in fremde Rollen zu schlüpfen und andere Identitäten, auch parallel, anzunehmen (vgl. Turkle 1998, 16). Mein Interviewpartner Paul, der in seiner frühen Jugend auch viel Zeit mit Computerspielen verbracht hat, erwähnt: „Es gibt ja auch genug bärtige Männer, die bei World of Warcraft Frauen oder Elfen spielen, weil sie einfach lieber hübsche Frauen steuern als sich selbst in Form kleiner Zwergencharakter.“ Dieses In-fremde-Rollen-schlüpfen ist also größtenteils in die Welt der Computerspiele verschwunden, und wird dort auch wenig mit der eigenen Persönlichkeit in Verbindung gebracht. Ein (geheimes) Zweitprofil hat niemand – Paul hat lediglich zu Testzwecken von selbst entwickelten Anwendungen seiner Agentur einen Facebook-Testaccount: „Ich wollte nicht, dass das in meinem privaten Facebook-Account sichtbar ist.“

EIGENSCHAFTEN DER ANALOGEN IDENTITÄT

Als ich die Teilnehmer fragte, ob sie ihre analoge Identität in einigen Eigenschaften beschreiben könnten, waren sich drei Teilnehmer sehr sicher und konnten ihren Charakter gut bündeln, die anderen drei zögerten: Dominic beispielsweise versuche immer, sein Selbstbild und sein Fremdbild sehr kongruent zu halten, deswegen wollte er sich nicht auf Begrifflichkeiten festlegen. Ann-Kathrin findet: „Fremdwahrnehmung und Eigenwahrnehmung gehen ja generell sehr weit auseinander, und Sprache erzeugt dabei sehr viele Missverständnisse.“ Auch Miriam war der Meinung: „In zwei Tagen würde ich vermutlich etwas ganz anderes sagen“. Besonders bei Miriams Aussage kann eine Verbindung zu Turkles Theorie des „Rollen-Repertoires“, das in verschiedenen sozialen Kontexten flexibel einsetzbar ist, gemacht werden.

ÜBERTRAGUNG DER EIGENSCHAFTEN

Beim Übertragen der jeweiligen Eigenschaften des analogen Ich hin zu digitalen Identität stellte sich heraus, dass die Arten und Weisen der Übertragung nicht unbedingt bewusst von statuten gehen. Miriam bemerkt, dass sie seit dem Ende ihrer Aktivität auf MySpace sowieso nicht mehr so emsig an ihrem Internetbild arbeite, aber generell darauf achte, dass ihre schriftliche Kommunikation – also ihr Schreibstil in E-Mails, SMS und Nachrichten – ihrer mündlichen Kommunikation sehr entspreche. Auf die Kommunikationsformen werde ich im

folgenden Teil noch genauer eingehen. Zur Übertragung der Eigenschaften kristallisiert sich allerdings ein gemeinsamer Konsens heraus, den Juliane schön beschreibt: „Ich schließe zumindest bestimmte Teile meiner Identität (online) aus. Beispielsweise den Teil von mir, der mich zeigt wie ich zu Hause vor meiner Familie oder meinen Großeltern bin. Manchmal kommentiert meine Oma auf Facebook meine Updates, das ist mir unglaublich peinlich. Dieses Ausschließen mache ich auch absichtlich, denn ich würde ja auch nicht jedem meine Oma vorstellen.“

So gehen die meisten vor – bewusst und unbewusst –, was die Projektion ihres Selbstbilds betrifft: Bestimmte Identitätsmerkmale bleiben dem digitalen Raum generell verschlossen; andere werden nur mit einer kleinen Gruppe oder einem bestimmten Netzwerk geteilt; manches wird allen öffentlich gemacht. Die Gründe dieser Auswahl sind verschieden: Manchen ist die Privatsphäre im Netz so wichtig, dass sie sich scheuen, zu viele Informationen oder gar Charaktereigenschaften verfügbar zu machen – anderen scheint das mittlerweile so stark gewachsene Datennetz so unübersichtlich, dass sie relativ unbesorgt sind, was ihre Daten und damit ihr Erscheinen im digitalen Raum betrifft.

DIE DIGITALE QUINTESSENZ

Auch das generelle Bewusstsein der Netz-Identität abseits der direkten Übertragung ist verschieden ausgeprägt: Ein Teil der Befragten empfindet ihr Identitätsbild im Netz wesentlich verstreuter als offline. Paul sagt: „Ich (bin) im digitalen Raum verstreuter, zumindest im Sinne der digitalen Profile. Im realen Leben konzentriere ich mich mehr auf meine eigene Person.“ Auch Jan-Christopher empfindet es so: „(Im Internet) können nie alle Seiten von mir herauskommen. Offline, im hier und jetzt, kann ich ja nur Ich sein. Im Internet kann man eine bestimmte Sache zurückhalten.“

Die Mehrheit aber, vier von sechs Befragten, empfinden sich und ihre Identität im digitalen Umfeld konzentrierter. Juliane führt ihre digitale Kanalisierung auf das Organisieren der sozialen Kontakte zurück: „Vorher war meine Persönlichkeit im Internet viel zerstreuter, und nachdem ich bei Facebook meine Kontakte in ordentliche Listen sortiert habe und in meinem Blog mein Leben sammle, ist das Internet eine Art Sammelpunkt für meine verschiedenen Lebensbereiche.“ Juliane geht es dabei weniger um den Schutz ihrer Privatsphäre, als viel mehr um das eigene Bewusstsein dafür, wer mit ihr über digitale Knotenpunkte verbunden ist und wie weit ihr Netzwerk reicht. So kann sie durch ihre Selbstkenntnis leichter einschätzen, zu welchen sozialen Kreisen hin sich ihr Selbstbild kanalisiert. Auch Dominic und Miriam fühlen sich durch die digitalen Kanäle – wie etwa soziale Netzwerke, Blogs und Videospiele – in ihrer Selbstpräsentation direkter gesammelt. Ann-Kathrin, der die Anonymität im Internet sehr wichtig ist, illustriert ihre Position mit einem Beispiel: „Im Digitalen bin ich gebündelter, weil ich dort eine größere Kontrolle habe über das, was ich von mir veröffentliche. Wenn ich einen Raum betrete, kann ich niemanden davon abhalten, mir ins Gesicht zu gucken – auf Facebook kann ich das ganz einfach, indem ich kein Foto von mir hochlade.“ Nimmt man anhand dieser Illustration Bezug zur Interface-Theorie, ist interessant festzustellen, dass Ann-Kathrin die Maschine – in ihrem Fall Facebook – als Schnittstelle nutzt, um eine direktere Schnittstelle, nämlich das Erkennen und Identifizieren des Gesichtes durch Andere, zu unterbinden. Sie versteckt sich förmlich hinter dem von ihr undurchsichtig gemachten Interface. Bezogen auf die Theorie von David J. Bolter und Richard

Grusin (1999) transformiert sie die Immediacy zur Hypermediacy, also zur absoluten Sichtbarkeit des Mediums – hier Facebook – selbst.

Der langen Rede kurzer Sinn wird von meinem Interview-Partner Paul mit der Erkenntnis erfasst: „Manchmal hat man (online) sozusagen eine digitale Quintessenz von sich selbst.“ Er bezieht sich darauf auf seine generelle Verstreutheit im Netz – Er nutzt unzählige Social Media Kanäle, die aber im Grunde alle nur das beinhalten, was er auch wirklich dort veröffentlicht. Beim Nutzen der Kanäle sind wir sozusagen unterbewusst bewusst am Sortieren und Organisieren unserer Selbstwahrnehmung – alles, was wir als Baustein unserer Ich-Präsentation mit aufnehmen wollen, wird dem digitalen Raum (breit oder weniger breit gefächert) zur Verfügung gestellt.

RÜCKPROJEKTION DES NETZES

Während wir uns also unbewusst bewusst ins Netz projizieren, projiziert es auf zwei Weisen auf uns zurück. Bei den Gesprächen konnte ich eine interessante Beobachtung machen: Die Teilnehmer beschäftigte nicht nur ihr eigener Input in digitale Medien und Identitätsentwürfe, sondern auch der Output, also die direkten und indirekten Folgen der Selbstdarstellung. Auf die Frage nach Vorteilen der digitalen Identität antworteten fast ausschließlich alle mit dem Fakt, dass sich ihre Kontakte und Freundeskreise ernsthaft (nicht nur in Form der Freundesanzahl auf Facebook) erweitert hätten und sie auch einen weiteren Blick über die Dinge, etwa durch schnellstmögliche Websuchen, erhalten hätten. Juliane denkt über ihre frühe Nutzung des Internets nach: „Seit ich 13 oder 14 bin, spielt das Finden von Sachen im Internet eine große Rolle. Diese Verfügbarkeit von Informationen hat mich und meine Interessensgebiete sehr geprägt. Ich habe immer nach Inspiration gesucht von Dingen, die nicht in meinem direkten Umfeld waren.“ Paul hat über Twitter seine Wohnung und seinen Ausbildungsplatz, also sehr konkrete Dinge, gefunden und erreicht. Für ihn ist auch der Kontakt auf Twitter mit Leuten, die er kaum kennt, interessant: „Wenn man etwas bei Twitter postet, und man sofort direktes Feedback bekommt, auch von Leuten, die man gar nicht wirklich kennt, dann ist das eine ganz überraschende und coole Form von Bestätigung.“

DATEN-DNA UND ALGORITHMEN

Parallel werden durch Algorithmen Datenprofile der Nutzer erzeugt, die bis zu einem gewissen Grad einer biologischen DNA ähneln. Ich habe mit meinen Teilnehmern viel über Sicherheitsbewusstsein und Datenschutz gesprochen – mit dem überraschenden Ergebnis, dass alle Teilnehmer sehr aufgeklärt sind, was die Technologien angeht, und gleichzeitig sehr abgeklärt, was den persönlichen Datenschutz betrifft. Was beispielsweise Google über sie speichert, stört sie in gewisser Weise – andererseits wollen sie die Zuverlässigkeit der Ergebnisse nicht missen und kaum jemand nutzt ernsthaft alternative Suchmaschinen. Die Personalisierung der Suchresultate ist vielen ein Dorn im Auge: Miriam meint: „Ich glaube nicht, dass ich so durchschaubar bin, als dass es mir das Leben besser oder leichter machen könnte.“ Auch Juliane geht es so: „Ich glaube, ich bin zu divers, um personalisiert zu werden.“ Den meisten ist nicht bewusst, dass Google gerade durch angepasstes Filtern der Ergebnisse meist eindeutige Resultate erzielt. Dieses unsichtbare Zurückwerfen der Identitätsbausteine – etwa in Form von Sucheinträgen – bleibt also für einen Großteil der Nutzer unsichtbar, und wenn es bemerkt wird, eher negativ im Bewusstsein.

Wir sprechen also, mal mehr mal weniger bewusst, mit Maschinen, die das von uns geformte Selbstbild in sich aufnehmen und dadurch gegebenenfalls auch rückprojizierend auf unsere Identität einwirken. Die Online-Identität kann durch digitale Kanäle entweder gestreut oder extrem gebündelt werden – je nach dem, wie bewusst wir unsere Eigenschaften dafür filtern. Dieses Filtern will ich im Bezug auf die Kommunikation des Selbst gegenüber Maschinen (Oberflächen) und Mitmenschen im Folgenden Teil nochmals genauer analysieren.

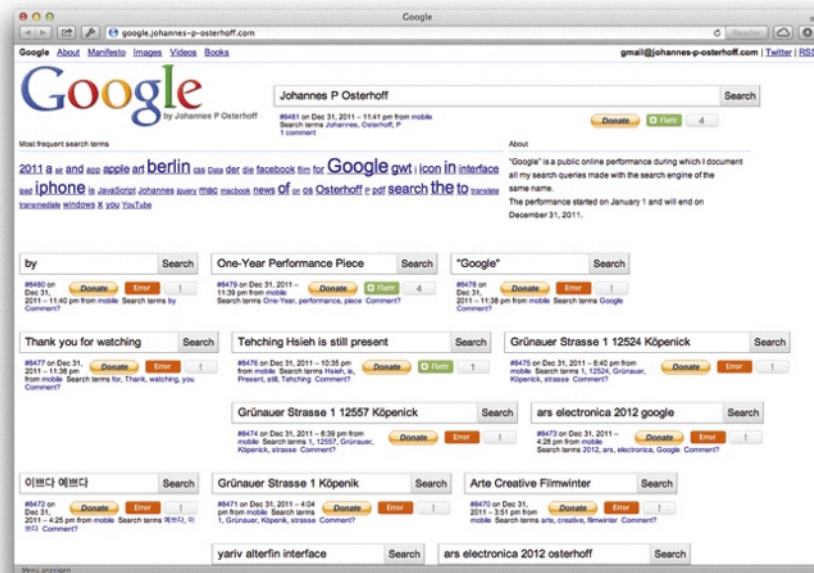
Kommunikation der Identität

„Ich (bewege) mich nicht mehr nur in einem Raum mit mir selbst, sondern in einem Kommunikationszusammenhang.“ Dieses Gefühl beschreibt Ann-Kathrin, wenn sie ihr Handeln im digitalen Umfeld reflektiert. Bei der Identitätsgestaltung und -kommunikation im Web handelt es sich, wie bereits beschrieben, um zwei Dialoge: Der eine findet zwischen Mensch und Maschine statt, beinhaltet also alle Informationen, die wir den Netzwerk durch eine Oberfläche vermitteln. Der zweite Dialog wirkt umgekehrt in Form einer Maschine-Mensch-Kommunikation, in der die Oberflächen auf uns zurück wirken und uns im ersten Dialog-Part beeinflussen.

DIGITALE VERFÜGBARKEIT

Diese beiden Dialoge sind grundlegend gekoppelt an den Grad der Verfügbarkeit, die wir von uns im digitalen Raum bereitstellen. Mein Interviewpartner Paul, der auf vielen sozialen Netzwerken aktiv ist, stellt fest: „Man könnte sich vermutlich ein gutes Bild von mir machen, wenn man einfach allen Accounts von mir folgt. Dann wüsste man wohl, was für ein Mensch ich bin.“ Durch die Streuung seiner Identität auf diverse Kanäle macht er sich zwar in großem Umfang verfügbar; sein digitales Ich kann aber nur erfasst werden, wenn alle Kanäle in gleichem Maße betrachtet werden. Als Schnittstelle kann hierfür die Funktion des „Folgens“ – Follow – aufgeführt werden, die mittlerweile in den meisten sozialen Netzwerken vorhanden ist. Auf Twitter und Facebook können öffentliche Updates „abonniert“, also verfolgt werden, die von Interesse sind. Auch auf Tumblr oder visuellen Netzen wie dem Fotoservice flickr oder instagram wurde die Freundschafts-Verbindung ersetzt durch einen Follow-Button, der nicht mehr voraussetzt, persönlich mit dem jeweiligen Person bekannt zu sein. Automatisch macht man sich dadurch einem breiteren Personenkreis verfügbar.

Dieses Sich-verfügbar-machen beginnt aber schon bei der eigenen Beobachtung der Auffindbarkeit des Selbst im Netz. Die meisten meiner Interviewpartner googlen sich regelmäßig. Ann-Kathrin beispielsweise achtet sehr auf ihr Erscheinen in Suchmaschinen: „Ich habe Fotos von mir entfernen lassen, auf denen ich zu erkennen war, und wo zum Teil mein Klarname direkt damit verbunden war. (...) Generell möchte ich nicht visuell googlebar sein.“ Diese Konsequenz, die Ann-Kathrin mit ihrem digitalen Selbstbild pflegt, ist im Vergleich zu meinen anderen Interviewpartnern sehr streng. Die meisten achten lediglich darauf, dass die Inhalte, die von Suchmaschinen gefunden werden, sie mindestens neutral und bestenfalls positiv darstellen. Paul bemerkt sogar, er fände es komisch, wenn Leute ganz streng mit ihrer digitalen Erscheinung seien. Partyfotos, auf denen er schlimm aussehe, würde er zwar entfernen lassen, aber so wenig zu sich selbst zu stehen fände er nicht nachvollziehbar.



Die Google-Suche als Schnittstelle ist ein interessantes Beispiel dafür, wie die unbewusste Formung des digitalen Ichs durch die Öffentlichkeit des digitalen Raums rückprojiziert werden kann. Der Medienkünstler Johannes P. Osterhoff hat die Grauzone der Privatsphäre genutzt, um eine einjährige Performance namens „Google“ zu starten: Sämtliche Suchbegriffe, die er auf seinem Telefon, Netbook, Laptop und Arbeitsrechner mit Enter bestätigt, werden auf einer Website gelistet und sind für alle nachvollziehbar. Das öffentliche Googlen dreht den privaten Vorgang des „Anvertrauens“ einer Frage an die Suchmaschine, die für uns lediglich als Computer und lebloses Wesen wahrgenommen wird, um und macht aus der privaten, unbewussten Selbstprojektion (in diesem Fall innerhalb der Suchmaschine) ein öffentlich geltendes Statement.

AKTIVITÄT, INTENSITÄT UND POSITIONIERUNG

Wie zu Beginn schon festgestellt, bedingt Identität irgendeine Form der Selbstdarstellung. Ohne sie kann gar kein Selbstbild geformt werden. Entscheidend hierfür ist die Intensität der eigenen Projektion: Vergleichbar mit der Stärke einer Glühlampe im Projektor kann unterschieden werden, mit welcher Intensität die Netzwerkteilnehmer sich selbst projizieren. Ein gutes Beispiel dieser Theorie ist Miriam: Sie hat, wie bereits beschrieben, kein großes Bedürfnis mehr, ihr digitales Selbstbild zu pflegen. Sie hat versucht, durch ein eigenes Tumblr Blog im Netz präsent zu sein – „Irgendwie habe ich mich mit dem Blog aber nie so richtig positioniert – ich wusste nicht, ob es ein persönliches Blog oder ein Portfolio-Blog sein sollte, oder alles zusammen, und wegen dieser Inkonsequenz habe ich wieder aufgehört.“ Wogegen sie auf MySpace als Teenager sehr aktiv war: „Bei MySpace habe ich mein Profil total gepflegt (...) und meine Über-Mich-Sektion ausgeschmückt (...). Ich hab das auch noch und gucke da manchmal gerne drauf. Irgendwie will ich die Seite nicht löschen.“

Miriams Problem war also, dass sie das Gefühl hatte, sich mit zunehmendem Alter auch zunehmend positionieren zu müssen. Ann-Kathrin positioniert sich auf Facebook ganz bewusst mit ihrer Anonymität: „Natürlich ist mein Profil total konstruiert; ich habe nur Schwarzweißfotos hochgeladen.“ Sie versuche eher, sich selbst durch Visuelles, was sie interessiert oder womit sich identifiziert, zu übertragen. Ihre Verhaltensweise auf

Netzwerken wie Facebook passiert unter dem Aspekt, dass sie es weit wie möglich von sich frei halten möchte und hauptsächlich als Werkzeug zur Kommunikation mit anderen, nicht des eigenen Ichs, nutzt.

Was das Teilnehmen an der Projektion angeht, ist Paul mit seinen zahlreichen Accounts sicher der online aktivste Teilnehmer der Interviewreihe. Sein Haupttool, um sich im Netz verfügbar zu machen, ist Twitter: „Twitter ist wie ein Strom, in den man bei Bedarf und Interesse seinen Kopf reinstecken kann.“ Für ihn ist nicht nur die aktive Beteiligung am digitalen Austausch relevant, sondern auch die, wie er sie nennt, „Berieselung“ durch fremde und bekannte Kontakte mit Gedanken, Videos, Texten und Bildern.

Er selbst schreibt auch ein Weblog, in dem er private Gedanken und Empfehlungen veröffentlicht. Als ich ihn gefragt habe, ob er es auch nutze, um eine Art Tagebuch zu führen, antwortete er: „Ich schreibe immer mal wieder Blogeinträge, die ich dann einfach nicht poste. Die bleiben dann in den Entwürfen liegen, und einige Zeit später finde ich sie und denke: Oh je, was war denn da los.“ Es geht ihm also nicht zwangsweise um die Veröffentlichung seiner Texte, sondern um die Tatsache, dass er durch sein Blog an ein Netz geknüpft ist, in dem er jederzeit veröffentlichen könnte, wenn er wollte. Die Selbstpublikation im Internet habe ich mit einer Grundfrage ins Gespräch gebracht: Ab wann macht es für meine Teilnehmer überhaupt Sinn, etwas im Internet und sozialen Netzwerken zu teilen?

DIE SINNHAFTHKEIT DES TEILENS

Die wenigsten meiner Interviewpartner teilen wirklich private Dinge. Miriam sagt sogar, sie würde alles, was gefühlsduselig oder irgendwie anrühlich und unseriös ist, sofort entfernen oder schon gar nicht erst posten. Jan-Christopher und Dominic teilen auf Facebook nur Dinge, die sie auch in größeren Freundeskreisen erzählen würden oder die sie generell für amüsant und erzählenswert halten. Für Juliane ist es komplizierter: „Ich weiß nicht, wie ich was wem mitteilen will. Es gibt Dinge, die ich nicht mal in einem Gespräch erwähnen wollte, und die ich dann trotzdem einer Gruppe mitteilen will. Aber dann Frage ich mich: Was denken die Leute dann darüber? Das endet in der Regel dann damit, dass ich es gar nicht teile, weil mir der Gedankengang zu kompliziert ist.“ Das zeigt, dass schon die Reflexion darüber, was teilenswert sein könnte, zwangsweise mit Selbstreflexion einhergeht. Die Schnittstelle zum digitalen Netz zwingt uns, uns selbst zu hinterfragen und uns in einen Kontext zu stellen.

Diese Kontextualisierung, die Ann-Kathrin zu Beginn des Kapitels als „Kommunikationszusammenhang“ beschreibt, beeinflusst auch das Beibehalten der Authentizität unserer eigenen Persönlichkeit. Vorhin haben wir festgestellt, dass die meisten digitalen Identitätsbilder lediglich Fragmente der tatsächlichen Persönlichkeit sind – was allerdings nur bedingt mit Gross, Hitzler und Honer und ihrer Theorie der „Bastelmentalität“ übereinstimmt, als vielmehr einfach die Idee Misochs der multiplen Identitätsentwürfe plausibilisiert.

AUTHENTIZITÄT DURCH SPRACHE UND SCHRIFT

Treten wir nun mit Maschinen und dadurch auch mit Menschen in Verbindung, geben wir uns selbst durch Medien wieder – sei es in Form von Text, Bild, Sprache oder sogar in Form von Videochats – die wiederum nur Fragmente unseres Ichs bestimmen. Dominic stört sich daran: „Ich habe Freunde, bei denen ich merke, dass sie viel lieber in Schriftform kommunizieren, und

mich stört das, weil ich dabei einfach 95 Prozent des Gesprächs aufgrund fehlender Körpersprache oder Stimme nicht erfassen kann. Emoji-Icons machen das auch nicht wieder gut.“ Gleichzeitig hat Dominic beim Schreiben von Nachrichten, SMS, E-Mails und Chats einen eigenen Schreibstil entwickelt, der angeblich nicht identisch mit seinem Sprachstil, aber dennoch durchdacht und authentisch sei. Juliane kommuniziert viel über E-Mail und beschreibt ihren Stil bei Kurznachrichten als sehr funktional. Videochats nutzt sie selten, was aber lediglich an der schlechten Qualität der Videoübertragung liege. Ein gutes Beispiel für digitale Authentizität bringt Miriam mit ihrer frühen MySpace-Aktivität: „Damals auf MySpace war es schon plausibel, dass man sich, wenn man sich sehr gut kennen gelernt hatte, auch mal getroffen hat. (...) Meinen allerbesten Freund habe ich auch damals auf MySpace kennen gelernt.“ Miriam hat ihr MySpace-Profil sehr gepflegt und auf aktuellem Stand gehalten, und sich dadurch vermutlich auch sehr entsprochen. Auf Facebook tut sie das nicht mehr – „MySpace war damals ja dafür gedacht, neue Leute kennen zu lernen. Die Architektur ist heute in neuen Netzwerken ganz anders, das ist bei Facebook ja schon allein durch den Klarnamen nicht mehr so. Ich benutze es nur, um mit Leuten in Kontakt zu bleiben, die ich schon kenne. MySpace war also für neue Kontakte, Facebook ist da, um dann in Kontakt zu bleiben.“

Die eigene Selbstwahrnehmung und das daraus resultierende Identitätsbild im und durch das Web zu kommunizieren wird also durch diverse Parameter bestimmt: Zum Einen ist die eigens gewählte Verfügbarkeit des Selbst im Internet von Bedeutung – inwieweit lasse ich überhaupt zu, dass ein Abbild von mir im digitalen Raum entsteht? In wie weit profitiere ich vom digitalen Abbild anderer? Auffindbarkeit in Suchmaschinen spielt hierbei eine wichtige Rolle. Ein weiterer Parameter ist die Positionierung im Web durch das Teilen von Neuigkeiten, Medien und Meinungen – gleichzeitig die möglichen Auswirkungen und Feedback zu geteilten Inhalten. Zuletzt spielt noch die Form der Kommunikation selbst eine Rolle: Das Vorhandensein von Authentizität im Kontakt mit Anderen.

Fazit: Schnittmengen und Gegensätze

Im Laufe der Gespräche und in der anschließenden Auswertung der Interviews wurde klar, dass die Teilnehmer zwischen verschiedenen Polen hin und her schwirren: Authentizität der eigenen Persönlichkeit und Deckungsgleichheit mit dem analogen Ich sind ebenso relevant wie die Fragmentierung der Identität durch digitale Kanäle und die Wahrung der Anonymität. Unreflektiert im Bezug auf die eigene Selbstdarstellung war keiner der Teilnehmer; alle haben klare Positionen gefunden. Meine drei männlichen Gesprächspartner stehen dem Thema eher locker und unbesorgt gegenüber, während die drei jungen Frauen sehr behutsam und sicherheitsbedacht an die Identitätsprojektion herangehen. Negativ fällt fast allen Teilnehmern auf, dass ihnen das digitale Vertreten-sein viel Zeit raubt, und Abgelenktheit keine Eigenschaft ist, die sie sich an egal welcher ihrer Selbstbilder wünschen.

Die Selbstwahrnehmung im Internet passiert auf einer gleichmäßigen Bewusstseinsebene aller Teilnehmer, ihr Ausdruck in Form von Selbstdarstellung wird aber auf unterschiedlich intensive Weise betrieben. Paul und Dominic beispielsweise sprechen überhaupt nicht mehr von „Selbstdarstellung“, weil der digitale Raum für sie so sehr Werkzeug des Alltags geworden ist, dass sie ihr Selbst nicht als Projektion, sondern lediglich als Spiegelbild und „Gliedermaß“ annehmen. Ann-Kathrin und Miriam neigen im Gegensatz dazu zu einer Positionierung und mehr oder weniger ausgeprägten Inszenierung, und machen dabei Gebrauch der Reflexion, die mit Schatten arbeitet und daher gewisse Fragmente ausspart. Außerdem knüpfen alle ihre

digitale Identität sehr stark an ihre analoge Identität, in dem sie es beispielsweise größtenteils vermeiden oder zumindest bemerken, wenn „Identitätsleichen“ (ein Begriff, der von Paul und Ann-Kathrin benutzt wurde), also ungenutzte Profile und Accounts, von ihnen im Internet herumliegen.

Trotz einiger Unterschiede in den Aussagen ist ihnen allen gemein, dass der digitale Raum Werkzeuge für sie bereit stellt, die sie in ihrer Selbstwahrnehmung und Selbstinszenierung unterstützen, und ihnen – wenngleich es einigen Gesprächspartnern nicht ganz bewusst war – erweiterte Möglichkeiten zur Selbstdarstellung im Internet gibt. Die Schnittstelle zur Technologie übermittelt diese Werkzeuge, und sie tut es mittlerweile so menschlich und gewohnt, dass man ihr besondere Aufmerksamkeit schenken muss, um sie nicht zu übersehen.

Das Interface als Übermittler

Aussagen der Teilnehmer

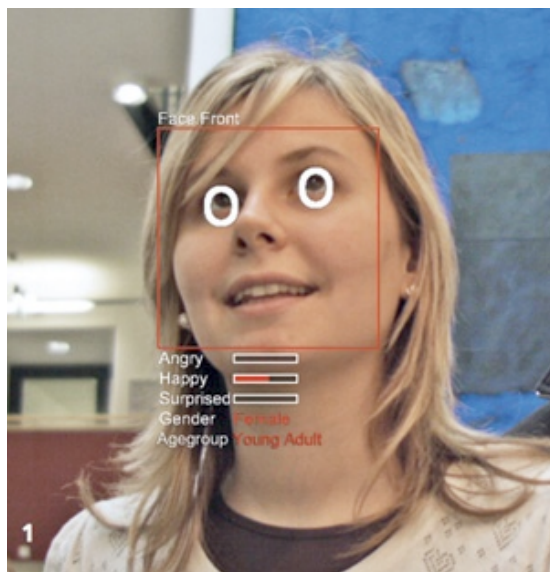
Meine Interview-Partnerin Ann-Kathrin war die einzige Teilnehmerin, die von sich aus Bezug auf technologische und digitale Schnittstellen genommen hat. Als wir über die Systemunterschiede von Mac OS und Microsoft Windows gesprochen haben, beschreibt sie sich als typische Apple-Nutzerin: „Ich will einen Rechner, der mir mir seinem Interface signalisiert: Ich bin durchsichtig, man kann mich verstehen.“ Interessanter Weise führt Jan-Christopher unabhängig vom Themenkomplex der Interface-Gestaltung das Phänomen des „glasklaren Bürgers“ auf – stellt also unbewusst Mensch und Computer (Interface) anhand der Aussage Ann-Kathrins gegenüber. Das moderne Interface eines Betriebssystems hat den Anspruch, glasklar zu kommunizieren, welche Prozesse passieren, während der Mensch durch das Einspeisen von Informationen, Handlungen und Eigenschaften in ebendieses Interface glasklar wird. Dieser Gedankensprung sei in seiner Relevanz dahin gestellt, die Analogie ist allerdings erwähnenswert. Ann-Kathrin sagt außerdem zu modernen Technologien, die sich mit dem Begriff smart auf dem Markt positionieren und durch Algorithmen Alltagsprozesse optimieren sollen: „Es ist ja gar nicht so smart, der Smartness der Technologie ausgeliefert zu sein. Generell darf einfach die Reflexion nie ausbleiben. Gerade das passiert aber eben auch durch die zunehmend intuitiver werdenden Oberflächen. Die machen uns in einer gewisser Weise auch taub.“

Ideen zum Interface Design

Taub werden will niemand bei der Benutzung technischer Geräte – wünschenswert sind natürlich stets ein wacher Geist und Reflexion der eigenen Handlung beim Benutzen der digitalen Werkzeuge. Werkzeug als Synonym für Interface zu verwenden macht im heutigen Fall wieder Sinn: Während digitale Oberflächen lange Zeit emotionslos und unnatürlich waren, erhielten sie, wie zu Beginn erwähnt, durch superrealistisches Design zu Beginn des 21. Jahrhunderts einen Aufschwung; wurden extrem freundlich und handhabbar und nun, nur zehn Jahre später, haben wir uns bereits so intensiv an sie gewöhnt, dass wir sie in den meisten Fällen nicht mal mehr bemerken und ihre Gestaltung auch so konzipieren, dass das Interface „verschwindet“. Diese von Ann-Kathrin als intuitiv bezeichnete Form der Usability (beispielsweise durch Touchscreens und Gesten) ist in Form von Smartphones, Tabletcomputern, Netbooks und intelligenten Homesystemen stark in unseren Alltag integriert.

Die Art, wie sich ein Medium gibt, also wie es aussieht und gestaltet ist, ist die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite befindet sich die Art und Weise der Rückwirkung dieser Interfaces, die zur Selbstwahrnehmung im digitalen Raum beiträgt. Erinnern wir uns an die Microsoft Kinect, die als Interface vollkommen durchsichtig war und den digitalen Raum in den analogen Raum geschmolzen hat, und vergleichen wir diese Art von Technologien beispielsweise mit direkten graphischen Oberflächen wie dem Betriebssystem eines Smartphones (die allesamt dieser Tage noch mäßig funktionierend mit Sprachsteuerung ausgestattet sind), wird deutlich, dass sich beide Schnittstellen nicht vollkommen natürlich anfühlen. Das Touch-Display bedingt den Fokus auf einen Screen, der vergleichsweise klein ist und auch nur mit Fingern, nicht mit kommunikativen Gesten gesteuert werden kann. Die Kommunikation des Selbst wird damit wieder in Formate gepresst und verzerrt. Drahtlose,

körperer kennende Technologien funktionieren momentan, weil der Betrachter in einer Art Spiel-Modus steckt, in dem er von vornherein nicht in Betracht zieht, authentisch zu handeln. Das Fraunhofer-Institut für Integrierte Schaltungen (IIS) hat mit ihrem Produkt Shore eine Software entwickelt, die eine minimale Barriere in die Verschmelzung des analogen und digitalen Raumes zieht: Sie entschlüsselt ohne haptisches, berührbares Interface (lediglich durch eine Webcam) die Gesichtsausdrücke der Betrachter und misst beispielsweise Alter, Geschlecht und Stimmung, und stellt diese mit Balkendiagrammen dar. Die Anwendung wurde mitunter für Spiele entwickelt; ihre rohe Fassung lässt aber zu, die Erkenntnisse der Maschine genau zu analysieren und durch Grimassen oder andere äußere Merkmale bewusst zu verfälschen. Dieses Bewusstsein beim gegenüberstehen solcher Maschinen ist im Normalfall nicht gegeben und führt dazu, dass sich die Betrachter viel stärker eingeschüchtert fühlen in ihrem Auftreten vor dem digitalen Spiegel.



Der Grad an maschineller Durchsichtigkeit und emotionaler Gestaltung eines Interfaces kann meiner Meinung nach nicht exakt benannt werden. Wie schon festgestellt ist etwa die Videospielwelt eine vollkommen andere als die Selbstpräsenz auf sozialen Netzwerken oder gar privaten Homepages. Die Ich-Gestaltung hängt vom Anwender ab; seinen Bedürfnissen und Prinzipien, und die entscheiden auch, zu welche Schnittstellen der Nutzer tendiert. Eine zukünftige Auflösung der graphischen Oberflächen ist nur in so fern zu erwarten, als dass sie nicht verschwinden, aber sich noch intensiver in unseren Alltag weben und so natürlich und emotional werden, dass wir sie nicht als Fremdkörper wahrnehmen, und somit auch charakterlich nicht oder sehr absichtlich verzerrt mit ihnen umgehen können.

Schluss

„Online“ als verbleichendes Präfix

Die Interviews, deren Aussagen leider nicht alle Platz gefunden haben in diesem Text, haben gezeigt, dass schon jetzt eine große Absicht beim Projizieren der Identität in den digitalen Raum herrscht. Es bleibt abzuwarten, was passiert, wenn sich unser Alltag nicht in einer Verkettung des analogen und digitalen Raumes abspielt, sondern in einer tatsächlichen Verschmelzung und neuen Realität, die Digitalität und Analogität vereint. Nimmt das Bewusstsein durch die intuitiveren technischen Schnittstellen ab, oder gewinnt es an Bedeutung?

Durch die Gespräche mit den Nutzern und das eigene Treibenlassen der Gedanken habe ich festgestellt, dass das Thema extrem vielschichtig ist. Identität an sich ist schon ein komplexer Begriff; übertragen auf die digitale Welt scheint sich daraus ein fast unüberschaubares Gespann aus Theorien, Möglichkeiten und Veränderungen zu formen – so unüberschaubar, dass ich an manchen Punkten ins Grübeln geriet, ob es nicht sogar ein Fehler sein könnte, die „digitale Identität“ als solche zu benennen. Womöglich ist es schon fehlerhaft, es überhaupt in Betracht zu ziehen, dass es eine Parallelwelt zur analogen, physischen Welt geben kann, die neuer und anders wertvoll ist als die materiellen Orte, an denen wir uns befinden. Ich habe die Vermutung, dass sämtliche Analysen zur digitalen Realität mit der Zeit verbleichen werden, ebenso wie das Präfix „digital“ selbst.

Dennoch befinden wir uns in einem Wandel, der analysiert und beobachtet sein will, über den philosophiert und recherchiert werden will. Ich habe dies mit meiner Bachelor-Arbeit aus der Perspektive eines Designers für die Schnittstellen untersucht, die ebendiesen Wandel beeinflussen können. Projektion der eigenen Identität, Rückprojektion der Maschinen, Positionierung im digitalen Raum, Anonymität, und Intuitivität der Interfaces sind leider nur einige wenige Aspekte, über die es nachzudenken gilt. Ich hoffe, mit diesem Text einerseits eine aktuelle Position der jungen Generation im digitalen Raum gezeichnet zu haben, und andererseits, einige Denkanstöße zur eignen Selbstwahrnehmung im Netz geben zu können.

Literaturverzeichnis

Hemmerling, Marco: „Die Erweiterung der Realität“ in Augmented Reality – Mensch, Raum und Virtualität, herausgegeben von Marco Hemmerling. München 2011.

Milgram, Paul, u.a.: „Augmented Reality: A class of displays on the reality-virtuality continuum“ in Proceedings of Telem manipulator and Telepresence Technologies. 1994.

Misoch, Sabina: „Identitäten im Internet“, Dissertation der Universität Karlsruhe. Konstanz 2004.

Mummenday, Hans Dieter: Psychologie der Selbstdarstellung. Göttingen 1995

Gross, Peter; Hitzler, Ronald; Honer, Anne: Kleine Konstruktionen – Zur Theorie der Bastel-Mentalität. Manuskript, Bamberg 1985.

Turkle, Sherry: Leben im Netz. Reinbeck 1998.

Bolter, David J.; Grusin, Richard: Remediation – Understanding New Media. Massachusetts 1999.

DIVSI (Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet): DIVSI Milieu-Studie zu Vertrauen und Sicherheit im Internet. Hamburg 2011. https://www.divsi.de/sites/default/files/presse/docs/DIVSI-Milieu-Studie_Kurzfassung.pdf

Interviews

Um meine theoretische Arbeit zum Thema Digitale Identität mit Leben zu füllen, habe ich sechs junge Erwachsene im Alter von 19 bis 26 Jahren interviewt. Ich habe Fragen zur Computer- und Mediennutzung, zur Selbstwahrnehmung, zum Aufwachsen im Internet, zur Selbstprojektion in den digitalen Raum und zum Thema Mediensicherheit gestellt und interessante Antworten erhalten. Alle Befragten gehören der gleichen Generation an und ordnen sich dicht aneinander in ähnliche Sinus-Milieus: zwischen digitale Souveräne, effizienzorientierte Performer und unbekümmerte Hedonisten. Teilweise sind die Antworten sehr kongruent, teilweise auch – je nach persönlichen Werten und jeweiligem Nutzerverhalten – sehr verschieden.

Die Interviews wurden auditiv aufgezeichnet und im Sinne der Lesbarkeit nachträglich überarbeitet (Sätze wurden neu formuliert und Grammatik korrigiert). Keine Aussagen wurden dabei verfälscht. Die Nachnamen der Interview-Teilnehmer sind nicht genannt. Sollten die jeweiligen Nachnamen in E-Mail-Adressen aufgetreten oder anderweitig während des Interviews genannt worden sein, wurden sie mit einem * ersetzt. Jeder Interview-Teilnehmer wurde gebeten, sich mit der Mac OS X Software Photo Booth zu fotografieren und zu inszenieren.

Paul

- G** Als erstes würde ich gerne von dir wissen, wie du heißt, wie alt du bist, wo du her kommst, wo du wohnst, und was du machst, generell im Leben.
- P** Mein Name ist Paul, ich bin 23 Jahre alt, in Berlin geboren, in Hamburg aufgewachsen, und jetzt lebe ich wieder in Berlin. Ich arbeite und mache meine Ausbildung zum Mediengestalter in einer Agentur – Mark Veys – und zu Design bin ich aus Spaß gekommen.
- G** Du bist also Designer.
- P** Genau, ich darf mich in der Agentur Junior Designer schimpfen, was aber eigentlich nur irgend eine Bezeichnung ist.
- G** Dann bist du ja schon fertig?
- P** Ich lerne andere Azubis schon an, und von mir wird erwartet, dass ich wie ein fertig ausgebildeter Mensch dort arbeite. Aber eigentlich mache ich die Ausbildung.
- G** Alles klar. Der erste Themenbereich beschäftigt sich mit Selbstdarstellung, und generell mit Identität im Internet. Kannst du dich noch an deine erste E-Mail-Adresse erinnern?
- P** Meine erste E-Mail-Adresse ... Ja! Die war einfach paul*@gmx.de. Ganz klassisch! Das war die erste, die ich mir angelegt hatte. Und meine zweite war ceanic@gmx.de – die habe ich aber dann eher aus Spaß angelegt. Die wird allerdings immer noch weitergeleitet an meine jetzige Gmail-Adresse. Die ein oder andere Mail kommt da hin und wieder immer noch rein.
- G** Weißt du noch, in welchem Rahmen du das Internet zum allerersten Mal benutzt hast?
- P** Ich glaube, um Onlinespiele zu spielen. Man konnte damals neue Karten für Counter Strike herunterladen und sich mit anderen Spielern austauschen und gemeinsam spielen. Es begann wirklich mit dem Gedanken, nicht alleine spielen zu wollen und Gleichgesinnte zu treffen.
- G** Ich habe nie wirklich intensiv Onlinespiele gespielt, aber gab es da Nicknames? Generell: Was sind bzw. waren so deine Nicknames?
- P** (lacht) Genau der, den ich damals in meiner zweiten E-Mail-Adresse verwendet habe – ceanic. Es ist faszinierend, dass man darunter heute immer noch Sachen findet, wenn man das googled – fast schon gruselig. Ich kann allerdings nicht mehr sagen, wo der Ursprung des Namens ist; er war einfach mein Deckname für alles.
- G** Und das war dein einziger Nickname?
- P** Genau. Später habe ich mich dann immer nur noch „Paul“ oder „Paulchen“ genannt. Manchmal allerdings in verschiedenen Schreibweisen – „P4ulchen“ beispielsweise, weil die klassische Schreibweise schon vergeben war.
- G** Hast du denn Zweitprofile in irgendwelchen sozialen Netzwerken?
- P** Ich habe einen Testaccount bei Facebook, den habe ich aber nur genutzt, als ich Facebook-Applications testen musste. Ich wollte nicht, dass das in meinem privaten Facebook-Account sichtbar ist. Ich habe auch mehrere Twitter-Accounts: Den für mein Blog, den von der Arbeit, und mein privaten. Das sind aber ja keine gespaltenen Persönlichkeiten, sondern das bin immer ich. Es sind eben immer unterschiedliche Varianten von mir.
- G** Hast du ein Bild von dir? Also kannst du dich in etwa fünf Worten beschreiben?
- P** (zögert) Hm. Freundlich? Hilfsbereit. Ein Katzenliebhaber bin ich auf jeden Fall. Ich würde mich auch als Nerd, oder Geek, oder einfach als Internetmensch bezeichnen, weil das schon das ist, was mich definiert. Und dann natürlich als Gestalter und Designer, definitiv.

- G** Wenn du das Wort oder den Begriff „Digitale Identität“ hörst, an was denkst du da?
- P** Na, da denke ich an die ganzen Profile, die ich besitze; an meine E-Mail-Adressen, also an alles, bei dem ich einen digitalen Account habe, bzw. wo man eben einen Account erstellen kann. Vielleicht denke ich noch an meine Website, aber die ist vermutlich am wenigsten aktuell.
- G** Ok. Und wenn du jetzt an diese Worte denkst die dich beschreiben, und dann an „Digitale Identität“, versuchst du dann irgendwie das eine auf das andere zu übertragen? Oder versuchst du es in eine gewisse Richtung zu lenken?
- P** Nein, ich glaube nicht. Ich glaube, ich bin genau so. Vielleicht kann ich online die Essenz etwas besser herausarbeiten. In einem Tweet kann man beispielsweise einfach viel treffender formulieren. Manchmal hat man sozusagen eine digitale Quintessenz von sich selbst. Aber im Großen und Ganzen glaube ich, dass ich genau so bin wie im normalen Leben.
- G** Und würdest du manchmal deine Offline-Identität, also die, die jetzt nichts mit den sozialen Profilen zu tun hat, als eine gesamte Identität beschreiben? Oder würdest du sagen, dass du auch da gespalten bist; also bei den einen Leuten anders bist als bei anderen?
- P** Nein, ich glaube nicht.
- G** Gut! In wie weit ist deine analoge Identität verfälscht? Bist du genau so wie du sein willst?
- P** Ja, ich glaube schon! (lacht)
- G** Wie ist das mit deinen digitalen Profilen?
- P** Na ja, dadurch, dass ich online genau so bin, wie ich auch offline bin, bin ich damit völlig zufrieden und möchte gar nicht anders sein. Ich will mich da auch gar nicht verstellen müssen. Wenn mich jemand nicht so mag, ist mir das ziemlich egal.
- G** Gibt es denn durch diese digitalen Profile und diese digitale Identität irgendwelche direkten Vorteile für dich als Mensch? Erleichtert dir das irgendwas?
- P** Ich habe über Twitter meine jetzige Wohnung gefunden. Ich habe übers Internet meinen Ausbildungsplatz bekommen, weil ich Leute kennen gelernt habe, die sich dann an mich erinnert haben, und mich mit ins Boot geholt haben. Irgendwie habe ich online so viele Menschen kennen gelernt; ich glaube, das wäre nie ohne Internet möglich gewesen. Zumindest wäre es langwieriger und umständlicher gewesen. Ich glaube zwar, dass man in Berlin schon einfach Leute kennen lernen kann, aber es ist leichter gewesen über das Internet. Das hat das alles einfacher gemacht.
- G** Hast du manchmal das Gefühl, dass du dich durch so ein digitales Medium – wie zum Beispiel das Internet oder ein soziales Netzwerk – besser ausdrücken kannst oder eher verstanden wirst?
- P** Ja! Ja, meistens schon. Wenn man etwas bei Twitter postet, und man sofort direktes Feedback bekommt, auch von Leuten, die man gar nicht wirklich kennt, dann ist das eine ganz überraschende und coole Form von Bestätigung.
- G** Was ist denn für dich das Haupttool, um dich online verfügbar zu machen?
- P** Dadurch, dass ich jetzt sein einem Jahr mit dem iPhone unterwegs bin, ist es wirklich Twitter geworden. Klar, du kannst auf dem iPhone einfach alles nutzen, es ist nicht auf Twitter begrenzt, aber ich finde die Möglichkeit, immer mit allen möglichen Menschen direkt kommunizieren zu können, sehr unterhaltsam. Es wird nie langweilig – man hat immer was zu lesen, einen witzigen Spruch oder ein lustiges Bildchen parat. Man wird konstant berieselt – Twitter ist wie ein Strom, in den man bei Bedarf und Interesse seinen Kopf reinstecken kann.

G Wenn du dir eine Eigenschaft suchst, die durch Digitalität bzw. die durch Internet entstanden ist – was fällt dir da ein? Etwas, das du nicht hattest, bevor du Zugriff auf diese ganzen digitalen Kanäle bekommen hast?

P Ich würde behaupten, dass ich auf jeden Fall mehr Freunde bekommen habe. Und einen gewissen Wissensdurst, der durch die Tatsache, dass alle Informationen in deiner Hosentasche sind, entstanden ist. Man ist permanent ein Klugscheißer. Und gewisse Dinge merke ich mir durch diese Verfügbarkeit der Informationen auch nicht mehr, wie etwa U-Bahn-Fahrpläne. Manches ist für mich irrelevant geworden, weil ich es an das Telefon abgeben konnte.

G Nutzt du denn deinen Computer oder dein Handy, um deinen Alltag zu reflektieren; also führst du ein digitales oder auch analoges Tagebuch?

P Ein analoges Tagebuch führe ich nicht. Ich schreibe immer mal wieder Blogeinträge, die ich dann einfach nicht poste. Die bleiben dann in den Entwürfen liegen, und einige Zeit später finde ich sie und denke: Oh je, was war denn da los, und dann verschwinden sie, oder werden umgeschrieben. Bei Twitter schreibe ich jetzt auch nicht jeden Schwachsinn rein. Ein Tagebuch im eigentlichen Sinne führe ich also nicht.

G Wo fühlst du dich online bzw. offline am wahrhaftigsten oder echtsten repräsentiert?

P Na ja, im realen Leben, wenn man sich mit mir unterhält und mich real sieht, klar. Und online ist es eine Mischung: Bei Facebook findest du alle Informationen und bekommst ein riesiges Bild von mir. Bei Twitter siehst du nur einen Gemütszustand. Ich poste nie überall alles, ich verstreue das eher. Es gibt keinen Punkt, an dem sich alles trifft oder findet. Man könnte sich vermutlich ein gutes Bild von mir machen, wenn man einfach allen Accounts von mir folgt. Dann wüsste man wohl, was für ein Mensch ich bin.

G Ok, das ist interessant! Digital ist alles viel verstreuter als analog.

P Genau, wenn man mich treffen würde, könnte man mich direkt nach gewissen Informationen wie zum Beispiel meinem momentanen Lieblingslied fragen. Digital ist es anders: Ich poste es einfach irgendwo hin; man muss es finden oder beobachten.

G Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Digitalisierung im Alltag. Weniger auf Persönlichkeit bezogen, eher auf Technik. Welche Technologie begeistert dich?

P Alles, was mobil wird und was man unterwegs anstellen kann. Dass man nicht mehr seinen riesigen Röhrenmonitor braucht und einen fetten Rechner, um richtig produktiv zu sein, sondern es reicht der kleinste Laptop oder ein Telefon, um beispielsweise Sounds zu erstellen und Musik zu produzieren.

G Gibt es Technologie die dir Angst macht?

P Das Internet kann halt einem auch weggenommen werden, das finde ich beängstigend. Es gibt einfach auch unwissende Menschen, die dir das Internet beschränken wollen, weil sie nicht wissen, wie es funktioniert. Sie haben Angst davor.

G Seit wann nutzt du das Internet? Kannst du eine kurze digitale Laufbahn vom ersten Computer bis zum mp3-Player etc. geben?

P Den ersten Computer habe ich im Alter von 10 Jahren bekommen. Es war ein Celeron mit 500 Mhz und einer 60 GB Festplatte, das weiß ich noch. Den habe ich damals für die Schule bekommen. Außerdem habe ich damals in einer Band gespielt und konnte damit erste Aufnahmen machen. Irgendwann habe ich dann auch mit dem Computerspielen angefangen. Der erste mp3-Player war ein iPod Video, den hatte ich mit 13 oder 14 zum Geburtstag bekommen. Und mein erstes Handy war ein Siemens ME45. Das hatte ich auch bis Anfang diesen Jahres, bis ich mir das iPhone geholt hatte. Dazwischen bin ich auch mal andere Handys

gehabt, irgendwelche Nokias. Dann hat sich das aber ganz schnell verändert – der Rechner wurde immer schneller und immer größer, mehr und mehr auf Spielen aus, und den ersten Mac hab ich mir mit 16 gekauft. Und dann fing ich an, meinen Fokus mehr und mehr auf Design zu legen; das Spielen habe ich irgendwann sein lassen.

G Hast du früher gechattet?

P Ja, mit ICQ! Ich kann meine ICQ-Nummer sogar noch auswendig. 330319575! Ich weiß zwar nicht, ob es den Account noch gibt, aber wahrscheinlich schon.

G Welche digitalen Geräte begleiten dich jeden Tag?

P Das iPhone ist bei mir immer dabei. Und mein Kindle, wenn ich weiß, dass ich länger unterwegs bin, aber es bleibt auch häufiger zu Hause. Mein Laptop nehme ich selten mit, denn den brauche ich weder auf der Arbeit, noch in der Berufsschule.

G Vergleiche deine anfängliche Nutzung von Computern mit der Nutzung heutzutage – was hat sich da verändert?

P Früher wusste ich nicht, wie das alles funktioniert, sondern ich wusste nur: Da ist der An-Knopf, da lege ich die CD rein, und hier sind Tastatur und Maus. Das hat sich dann aber immer mehr geändert: Meinen zweiten PC habe ich selbst zusammen gebaut, und dadurch die Technik kennen und lieben gelernt. Auch wie Programme funktionieren hat mich interessiert, und mit dem Wechsel des Betriebssystems von Windows zu Mac habe ich das ganze nochmals neu erkundet. Durch dieses Interesse bin ich technisch auf jeden Fall begabter geworden.

G Kannst du denn sagen, wie viele Stunden du täglich am Rechner verbringst?

P An einem Arbeitstag sitze ich locker zehn oder elf Stunden vorm Rechner. In der Berufsschule bin ich eigentlich kaum am PC. Ich würde sagen, an einem Samstag bin ich so vier bis sechs Stunden am Rechner, wenn ich zu Hause bin.

G Du hast vorhin dein Kindle erwähnt. Wie archivierst du denn Kulturgut?

P Ich hätte ja gerne eine Plattensammlung, wenn das nicht ein so teures Hobby wäre. Diese Wertigkeit des Kulturguts und finde ich schön. Bei Büchern ist es so, dass ich zwar noch viele nicht digitalisierte Bücher zu Hause habe, die ich auch nicht digitalisieren werde – ich brauche ja keine zwei Versionen – aber eigentlich ist es mit Büchern so wie mit Musik. Da bin ich nur digital: Durch meinen Account bei Spotify und Sound-Cloud speichere ich das meiste auch gar nicht mehr auf meinem Rechner, sondern streame die Musik übers Netz.

G Wenn du Dienste wie Spotify benutzt, teilst du dann gerne auch innerhalb dieses Netzwerks die Sachen, die du konsumierst?

P Ja durchaus, ich gebe Freunden und Bekannten immer gerne Musiktips oder teile meine Playlists bei Spotify, und lasse meine Freunde an meinem Musikgeschmack oder eben an meiner Auswahl an Musik teilhaben.

G Wie entscheidest du, wann du was teilst? Also nicht nur Musik, sondern auch generell in Netzen wie Facebook, etc.?

P Das passiert aus einem Bauchgefühl heraus. Wenn mich etwas total begeistert, ein Song oder ein Bild zum Beispiel, dann poste ich das. Manchmal lasse ich es dann im letzten Moment aber auch sein, weil es mir irgendwie unpassend vorkommt. Aber meistens poste ich die Inhalte.

G Glaubst du, dass es Vorteilhaft ist, dass alles, was wir am Rechner machen, permanent aufgezeichnet wird? Facebook hat ja beispielsweise dieses Aktivitätsprotokoll, in dem man wirklich alles sehen kann, jeden Suchbegriff kann man nachvollziehen. Findest du das gut?

P Ich finde es manchmal schon gruselig. Beispielsweise die Funktion der Geolocation beim Facebook Messenger meines Handys: Immer nachvollziehen zu können, woher die Nachrichten geographisch kommen, ist unheimlich und manchmal auch einfach zu viel Information – besonders, wenn gelogen wird und der Ort nicht zur Nachricht passt. Das hat einen komischen Stalking-Beigeschmack. Aber im Allgemeinen finde ich es nicht so hinderlich. Ich lasse mich aber auch nicht so stressen.

G Stell dir vor, alle digitalen Speicher würden aufgelöst werden. Wie wäre das für dich?

P Das wäre ganz schön interessant! Die Vorstellung, dass beispielsweise Wikipedia und solcherlei Dienste weg wären, würde ja jeden vor die gleichen Probleme stellen. Erst wäre es vermutlich sehr ungewohnt und ärgerlich für mich, aber dann würde ich vermutlich wieder dazu übergehen, meine Sachen analog aufzuschreiben, oder meinen Mitmenschen irgendwie anders mitteilen. Man hätte sozusagen schon einen Neustart.

G Wo fühlst du dich am Rechner oder bei den digitalen Geräten generell eingeschränkt, und wo fühlst du dich befreit?

P Am Rechner – und am iPhone erst recht – ist es bei mir so, dass ich mehr und mehr merke, dass ich eigentlich ziemlich stark in meinen Nutzungsmöglichkeiten beschränkt bin. Durch das homogene System des iPhones kann ich viele Software, die eigentlich cool ist, nicht installieren – zum Beispiel AdBlock. Das geht auf Android problemlos. Und beim Mac stört mich, dass er zwar immer leichter und dünner wird, man ihn aber nicht mehr modifizieren und umbauen kann. Diese Bevormundung macht mich auch total wahnsinnig. Ich will nicht, dass die Technik mir das Leben vereinfacht, ich aber keinen Einfluss auf die Art dieser Vereinfachung nehmen kann.

G Wo fühlst du dich denn zerstreuter – am Rechner mit deinen digitalen Identitäten, oder im echten Leben?

P Eigentlich bin ich im Digitalen Raum verstreuter, zumindest im Sinne der digitalen Profile. Im realen Leben konzentriere ich mich mehr auf meine eigene Person. Aber ich weiß nicht – an sich bin ich in Beidem gleich gewissenhaft und bei der Sache, und überhaupt nicht zerstreut. Es ist nicht so, dass ich ständig etwas vergesse oder mich im Internet verliere oder so.

G Der vorletzte Teil geht mehr auf Netzwerke und Kommunikation im digitalen Raum ein. Kannst du zusammenfassen, welche sozialen Netzwerke du nutzt?

P Ich fange mal mit Facebook an: Das ist meine große digitale Visitenkarte und Pinnwand, an die ich Videos und Bilder poste, und alles versuche zu sammeln. Dann gibt es Twitter, wo ich hauptsächlich Text poste und mich, wie in einem Chatroom, mit meinen Freunden unterhalte. Auf Instagram führe ich mein visuelles Tagebuch, in das ich alles hineinfotografiere, was ich toll oder sehenswert finde. Auf Tumblr erstelle ich mein kreatives Moodboard, aber letzten Endes schaue ich da im Nachhinein nie wieder rein. SoundCloud und Spotify sind meine Musikquellen, und auch mit Freunden Musik tausche. Dann gibt es noch last.fm, das all meine gehörte Musik trackt. Xing ist mein Geschäftsprofil, und Google Plus nutze weder ich noch irgendwer meiner Freunde, aber ich habe einen Account. Dort aktualisiere ich nicht mal mein Profilbild, es ist wie eine Identitätsleiche. Und auch sonst bin ich bei fast jedem Dienst zu finden, in welcher Form auch immer.

G Über welchen Kanal informierst du andere über dich?

P Hauptsächlich Twitter, aber auch manchmal Facebook. Dort zeichne ich meinen Alltag auf. Und Foursquare ist auch wichtig, das nutze ich sehr intensiv.

G Hast du schon mal wo eingecheckt, wo du gar nicht warst?

P Nein! Ich habe mich bis jetzt nur manchmal, wenn ich es vergessen habe, im Nachhinein eingecheckt. Dieses Faken von Check-Ins habe ich noch nicht gemacht. Es ist ja auch eine Art Spiel unter Freunden, ein Battle um Punkte. Da zu Schummeln wäre irgendwie langweilig. Es es sieht ja am Ende doch jeder, wenn du schummelst.

G Und wie gehst du so auf den meisten Netzwerken mit deiner Privatsphäre um?

P Bei Twitter ist es mir ziemlich egal. Wer sich für mich interessiert, kann mir folgen oder meine Tweets eben lesen, ohne Einschränkung. Bei Facebook habe ich meine Kontakte in Gruppen eingeteilt. Bestimmte Gruppen sehen alles. Andere Gruppen sehen gar nichts, weil ich die Leute nicht so genau kenne und nicht will, dass die ständig von mir Nachrichten erhalten. Ein paar Menschen kriegen ein paar Sachen zu sehen, aber nicht jedes Update.

G Aber Facebooks Filter schummelt ja ja auch noch mit rein. Inwiefern hat das digitale Netzwerk dein Berufs- und Privatleben verbessert oder verschlechtert?

P Verbessert hat es sich in dem Sinne, als dass ich darüber beispielsweise meinen Ausbildungsplatz bekommen habe. Das Berufsfeld hat sich dadurch verbessert, dass ich mehr Leute kenne, und die mich auch kennen, und das bietet mir die Möglichkeit, einfacher an Jobangebote zu kommen oder generell informierter zu sein. Verschlechtert hat sich vielleicht, dass alle immer die Möglichkeit haben, von allem sofort bescheid zu wissen. Manchmal ist man zwar selbst schuld wenn man etwas postet, und oft es ist eben nicht der tollste Weg. Wenn der Geschäftskunde dich auf Xing added, und all deine privaten Profile da findet, bist du eventuell in einem Zwiespalt: Ist das richtig so? Theoretisch kann er ja dadurch alles von dir sehen. Andererseits: Im Endeffekt bin ich das ja, und wenn er damit nicht leben kann, soll er mir das sagen. Diese Freiheit nehme ich mir.

G Wie kommunizierst du denn generell am liebsten? Schreibst du lieber SMS, oder rufst du die Leute lieber an, wenn du irgendwas klären willst?

P Viele meiner Freunde telefonieren ungern. Deswegen schreibe ich mit denen lieber. Zum Beispiel per WhatsApp, iMessage oder SMS. Aber generell telefoniere ich lieber, weil die Gespräche dort nicht so kurz und zurückhaltend sind.

G Nutzt du Videochats?

P Eine Zeit lang habe ich das immer mit Freunden gemacht, die irgendwo im Rest von Deutschland waren. Oder in einer Fernbeziehung, da habe ich das auch recht häufig gemacht. Einfach weil man sich dann sehen kann zum Reden, das war schön. Aber es hat sich mittlerweile wieder relativiert. Die meisten Menschen wohnen dann doch wieder hier in der Nähe. Und mit den Menschen, die weit weg sind, mit denen telefoniere ich dann meistens einfach direkt.

G Willst du irgendwem in sozialen Netzwerken imponieren?

P Nö. Eigentlich nicht.

G Welche Fotos von dir müssten es sein, die du im Internet findest, die du dann löschen lassen würdest?

P Ich habe mich neulich mal wieder selbst gesucht, und da habe ich alte Bilder von mir gesehen. Ich dachte, ich sollte die vermutlich löschen, aber andererseits ist es auch witzig und interessant, was man früher geschrieben hat. Man findet sozusagen sein altes Ich. Das ist, als würde man in einer Kiste stöbern und alte Fotos von sich finden. Deswegen habe ich es auch nicht gelöscht. Via Google kann man mich direkt finden, das finde ich auch richtig so. Und wer wirklich intensiv meine digitale Präsenz analysiert und danach recherchiert, findet auch was, egal wie gut es versteckt ist. Einerseits ist das gruselig, andererseits auch faszinierend. Ich finde

es seltsam, wenn Leute ganz streng mit ihrer digitalen Erscheinung sind. Klar, Partyfotos, auf denen ich kotze und schlimm aussehe, würde ich auch entfernen lassen, aber so wenig zu sich selbst zu stehen finde ich auch komisch.

G Hattest du schon mal ein Date oder eine Verabredung, die du nur aus dem Internet kanntest? Wie war das? Heutzutage ist das ja fast schon normal – wir kennen uns ja auch so – aber wie war das so beim ersten Mal?

P Beim ersten Mal war es ganz schön aufregend. Man kannte die Person zwar vom Schreiben und von Bildern, aber man wusste nicht, was davon wirklich echt war. Im Nachhinein finde ich aber, es war wie jemanden auf einer Party kennen zu lernen. Und mit der Zeit habe ich so viele Menschen erst digital und dann real kennen gelernt, dass ich damit nicht so ein Problem habe. Heutzutage ist das Internet ein guter Weg, sich zu kontaktieren, wenn man sich nicht traut, jemanden direkt anzusprechen. Andererseits ist es auch schade, weil manchmal diese gewisse Spannung beim ersten Treffen vielleicht verloren geht. Man hat zwar direkt Gesprächsthemen, gleiche Interessen und solcherlei Dinge, aber es kann auch passieren, dass du die Person gleich schon nicht mehr interessant findest, weil die zum Beispiel genau die falsche Musik hört.

G Der letzte Abschnitt ist etwas kürzer und beschäftigt uns mit dem Thema Sicherheit im digitalen Raum. Fühlst du dich, wenn du deinen Computer oder dein Handy benutzt, generell sicher?

P Ich weiß zwar, dass man das alles sehr einfach überwachen kann, aber das ist mir eigentlich ziemlich egal. Wenn jemand was mit meinen Daten anstellen will, dann kann er das gerne machen. Manchmal wüsste ich gerne, auf welchen Fotos ich beispielsweise drauf bin, die nicht direkt mit mir verbunden sind – Fotos von Touristen zum Beispiel.

G Gibt es etwas, von dem du weißt, dass es irgendwo im Internet ist, du weißt aber auch, dass es niemand sehen sollte?

P Das ist schwierig. Theoretisch ist es so, dass jemand, der etwas finden will, auch immer irgendwann fündig wird. Dann kann man aber genauso gut in meine Wohnung einbrechen und meinen Kram durchwühlen, und würde auch irgendwas finden. Vermutlich hat es aber der, der über das Internet sucht, einfacher. Von mir jedoch würde ich behaupten, dass ich dort keine Geheimnisse habe.

G Wie benutzt du denn Suchmaschinen?

P Ich benutze Google, und zwar für alles! Manchmal fragen mich Leute nach Fakten, und ich google das, obwohl sie das auch einfach selbst hätten tun können. Ich nutze Google für Wegbeschreibungen, Kochrezepte, wirklich für alles mögliche. Ich verschlüssele meine Suchen auch nicht, die sind nicht geheim.

G Was hältst du von der personalisierten Suche, die Facebook und Google nutzen?

P Ich finde es ziemlich fies, dass Facebook und Google meinen, mich besser zu kennen, als ich mich selbst kenne. Diese Bevormundung stört mich, ich bin schließlich kein kleines Kind. Es ist wie mit der Einschränkung beim Modifizieren der Hardware.

G Gibt es etwas, was du an der vermeintlichen Anonymität im Internet schätzt? Oder etwas, was dich daran stört?

P Dadurch, dass ich eigentlich nirgendwo im Netz anonym bin, ist mir das relativ egal. Für mich ist es zwar okay, wenn Leute sich versperren und ihre Privatsphäre behalten wollen, und gleichzeitig denke ich: Wieso bist du dann überhaupt hier? Du willst dich mitteilen, aber gleichzeitig willst du uns nicht sagen, wer du bist – was soll ich davon halten?

- G** Na ja, manche nehmen das Internet einfach als ganz anderen Raum wahr, glaube ich.
- P** Klar, das ist ja auch okay. Es gibt ja auch genug bärtige Männer, die bei World of Warcraft Frauen oder Elfen spielen, weil sie einfach lieber hübsche Frauen steuern als sich selbst in Form kleiner Zwergencharakter.
- G** Aber für dich kommt das nicht in Frage.
- P** Nein, aber es stört mich auch nicht wirklich, wenn Leute das machen. Ich wundere mich nur darüber.
- G** Wie findest du es, dass Computer immer mehr wissen, bzw. im positiven Sinne: dass sie fast schon menschlich werden?
- P** Google Now zum Beispiel beobachtet deinen Alltag und versucht dann, dir Tipps zur Verbesserung zu geben. Beispielsweise sucht es nach alternativen Fahrplänen für öffentliche Verkehrsmittel. Ich glaube aber, dass die Technik noch nicht reif genug ist, unseren Alltag wirklich bequemer zu gestalten. So richtig intelligent ist das alles noch nicht. Produkte wie die Cloud, die meine Kontakte mit all meinen Geräten synchronisiert, finde ich wiederum sehr gut. Es scheint ein langsamer Prozess zu sein. Generell bin ich aber sehr offen und empfänglich dafür.

Berlin, am 8. Dezember 2012.

Juliane

G Stelle dich doch bitte kurz vor – Wie heißt du, wo kommst du her, wie alt bist du und was machst du?

J Ich heiße Juliane, bis 19 Jahre alt, und komme aus Rheinland-Pfalz. Ich studiere Kulturwissenschaften in Lüneburg, habe aber gerade ein Auslandssemester in Finnland gemacht und gehe nun für ein Praktikum nach Tel Aviv. Ich mache viel Journalismus und bin bei den Grünen aktiv.

G Der erste Themenbereich beschäftigt sich mit Selbstdarstellung und Inszenierung im Digitalen Raum. Kannst du dich noch an deine erste E-Mail-Adresse erinnern?

J Ich weiß nicht, wie sie hieß, aber meine ganze Familie hat sich eine Adresse geteilt. Wir hatten einen Familiencomputer im Wohnzimmer, und dann bekamen wir eine Familienadresse bei web.de.

G In welchem Rahmen und wofür hast du das Internet zum ersten Mal benutzt?

J Mein erstes Profil hatte ich im SWR-Kindernetz. Später war ich dann bei SchuelerVZ und in Foren aktiv.

G Kannst du dich noch erinnern, ob du in diesen Netzwerken Nicknames benutzt hast?

J In diesem Kindernetzwerk hatte ich einen Nickname: schmedderfly. Ich wollte etwas kreativeres als alle anderen, nichts mit Sternchen und Zahlen, wie das angesagt war. Schmetterlinge waren wohl meine Lieblingstiere. In Portalen wie SchuelerVZ habe ich dann meinen richtigen Namen verwendet.

G Besitzt du Zweitprofile?

J (überlegt) Nein.

G Mich würde interessieren, ob du ein festes Bild deiner Identität hast – kannst du dich in circa fünf Worten beschreiben?

J Ja, ich denke schon. Ich bin ruhig, nachdenklich, aktiv und kommunikationsfreudig.

G Wenn du den Begriff Digitale Identität hörst, woran denkst du?

Ich denke daran, wie sehr das Ich im Internet Leute in ihrer normalen Identität beeinflusst, und wie sie das Ich im Internet für sich verstehen.

G Wie versuchst du, die eben von dir gezeichnete Identität ins Internet zu übertragen? Versuchst du das überhaupt?

J Ja, ich habe ein Blog, auf dem ich schreibe, was ich so mache. Das ist aber eher informativ für meine Familie gedacht. Aber Nachdenklichkeit als Eigenschaft ins Internet zu übertragen funktioniert ja nicht so gut. Das widerspricht sich ja.

G Würdest du sagen, dass die digitale Identität, die du auf deinem Blog oder zum Beispiel auf Facebook annimmst, verfälscht oder verzerrt ist?

J Ja (zögert) – sie schließt zumindest bestimmte Teile meiner Identität aus. Beispielsweise den Teil von mir, der mich zeigt wie ich zu Hause vor meiner Familie oder meinen Großeltern bin. Manchmal kommentiert meine Oma auf Facebook meine Updates, das ist mir unglaublich peinlich. Dieses Ausschließen mache ich auch absichtlich, denn ich würde ja auch nicht jedem meine Oma vorstellen.

G Welche Vorteile bringt dir das Internet zur eigenen Selbstentfaltung?

J Mir bringt das Internet unglaublich viel. Seit ich 13 oder 14 bin, spielt das Finden von Sachen im Internet eine große Rolle. Diese Verfügbarkeit von Informationen hat mich und

meine Interessensgebiete sehr geprägt. Ich habe immer nach Inspiration gesucht von Dingen, die nicht in meinem direkten Umfeld waren.

G Hast du manchmal das Gefühl, dass du dich durch ein digitales Medium besser oder schlechter ausdrücken kannst, als es dir im analogen Leben möglich ist?

J Ich glaube, tendenziell ist es eher schlechter. Sprachlich kann ich mich besser ausdrücken. Wenn ich aber davon ausgehe, mit relativ vielen Menschen gleichzeitig zu kommunizieren, kann ich mich beispielsweise durch ein kleines Video oder das Design meines Blogs ziemlich viel ausdrücken, was ich mit Sprache eventuell nicht ausdrücken könnte.

G Mir geht es meistens anders – mir fällt es leichter, mich in Textform auszudrücken, weil ich dann viel geordneter mit meinen Gedanken umgehen kann. Was ist denn dein Haupttool, um dich online verfügbar zu machen?

J Vermutlich ist das Facebook, aber so intensiv nutze ich das im Vergleich zu anderen nicht. Facebook und E-Mails sind da in etwa gleich stark von mir genutzt, und dann ist da natürlich mein Handy, ein iPhone 3, mit dem ich alle E-Mails beantworte.

G Wenn du eine Eigenschaft an dir suchst, die du durch das Internet oder Digitalität erhalten hast oder die dich verändert hat, was wäre das?

J Dadurch, dass man alles finden kann und entdecken kann, bin ich auf jeden Fall offener und toleranter geworden.

G Nutzt du digitale Medien, um deinen Alltag zu reflektieren?

J Da bin ich zweigespalten: Vor einem Monat habe ich zum ersten Mal begonnen, mit Papier und Stift Tagebuch zu führen. Davor habe ich versucht, das am Laptop oder in meinem Blog zu schreiben. Im Internet ist es mir sehr schwer gefallen, weil ich schwer fand zu entscheiden, was da hin kann und was nicht, und wer was liest, und wie das ankommt. Auch wie ich das später finde, hat mich zum Zweifeln gebracht. Ich hatte zwar das Bedürfnis, es da hin zu schreiben, aber es war immer auch schwierig. Insofern hilft mir mein Papiertagebuch mehr, weil es dort diese Gedanken nicht gibt.

G Wo fühlst du dich online und offline am echtesten repräsentiert?

J Online definitiv auf meinem Blog, denn ich denke, wenn jemand, der mich nicht kennt, die neuesten fünf Seiten liest, weiß er grob was ich mache und wie ich bin. Offline habe ich vielleicht nicht mit so extrem vielen Menschen zu tun, aber wenn ich eine Gruppe herausuchen müsste, dann wäre das die Grüne Jugend. Dort teile ich die Positionen mit den meisten Menschen, die ich sonst kaum mit anderen Leuten teilen kann.

G Im zweiten Teil geht es um die Digitalisierung des Alltags. Ich kenne dich ja gar nicht so gut, deswegen wird das sicher interessant. Welche Technologie begeistert dich?

J (lange Pause) Keine. Ich glaube, ich bin nicht so technikaffin, als dass ich die Sachen, die einen total begeistern, kennen würde. Aber so etwas wie ein iPhone bin ich so sehr gewohnt, dass es mich nicht begeistert. Mich hat Siri oder Sprachsteuerung generell mal begeistert, aber das ist schon einige Zeit her.

G Alles klar. Und gibt es eine Technologie die dir Angst macht?

J Erkennungssoftware, zum Beispiel für Gesichter und Fingerabdrücke.

G Seit wann benutzt du das Internet? In welchem Alter warst du? Und kannst du deine digitale Laufbahn nachzeichnen?

J Ich war vermutlich sieben oder acht Jahre alt, als wir den Familiencomputer bekommen haben. Mit vier oder fünf Jahren habe ich schon die ersten Verkehrslernspiele am Computer gespielt. Auch Tetris und Sudoku habe ich gespielt. Mit elf oder zwölf habe ich den Rechner

dann selbstständiger genutzt. Vorher hat mir mein Vater Dinge vorgeschlagen oder direkt geöffnet, und die konnte ich dann nutzen. Als das aufhörte und ich selbstständiger wurde, haben ich und meine zwei Schwestern auch ein gemeinsames Handy bekommen, das aber hauptsächlich ich verwendet habe, weil ich die älteste bin. Mit zwölf habe ich begonnen, viel Zeit in Foren zu verbringen. Als sich meine Eltern getrennt haben, wurde der Computer sozusagen meiner, weil meine Mutter und meine Schwestern den nicht so intensiv genutzt haben. Meinen ersten ganz eigenen Computer habe ich mit 14 bekommen, und da habe ich auch mit dem Bloggen angefangen. Das iPhone habe ich seit 2011, es ist das alte Telefon meines Vaters.

G Welche digitalen Geräte begleiten dich jeden Tag?

J Mein Laptop ist auf jeden Fall immer dabei und ganz zentral in meinem Alltag. Wenn ich den mal einen Tag nicht dabei habe, kommt mir das schon sehr krass vor. Mein Handy ist leider sehr langsam und deshalb weniger alltagstauglich, ist aber auch immer dabei.

G Vergleiche kurz deine anfängliche Computernutzung mit der Nutzung heutzutage.

J Ich habe früher nicht so viel am Computer verbracht, aber dann doch relativ viel, verglichen mit anderen Mädchen in meinem Alter damals. Er hat aber keine Rolle in meiner Alltagsorganisation gespielt. Ich bin aktiv an den Rechner gegangen, um etwas bestimmtes zu machen. Damals war das keine Welt, in der man sich lange aufhalten konnte. Man hatte aktiv was zu tun. Jetzt ist das integrierter – all meine To Do Listen sind da, ich mache viel für die Uni, und generell kann ich all meine Lebensbereiche am Laptop ausleben.

G Hast du dadurch das Gefühl, dass sich alles immer mehr vermischt und unschärfer wird?

J Nein, eigentlich nicht. Ich bin an einem Ort, und der Computer verbindet mich einfach nur mit allen anderen Sachen.

G Wie archivierst du denn Kulturgut?

J Ich habe die ganze letzte Woche darüber nachgedacht, ob ich mir einen eBook-Reader wünschen soll, und ich konnte mich bis jetzt noch nicht entscheiden. Bisher habe ich einfach unglaublich viele Bücher, und das ist sehr anstrengend, weil ich so oft umziehe. Der Reader würde das Problem lösen, aber ich bin da noch nicht ganz überzeugt, weil ich gerne markiere und vergleiche. Ich muss also noch etwas überlegen. Musik hatte ich früher auf CDs, aber seit zwei oder drei Jahren nicht mehr, und das werde ich auch nicht mehr machen. Auch das Gefühl, nicht die „wirkliche Musik“ zu haben, wie ich das früher hatte, ist mittlerweile auch ganz weg. Ich nutze auch Spotify, aber ich kaufe Musik trotzdem noch, weil ich es auf meinem Laptop haben will.

G Wann macht es für dich Sinn, etwas zu teilen, und wie entscheidest du das?

J Da gibt es für mich drei Kategorien: Zwei einfache und eine komplizierte. Die erste einfache ist vergleichbar mit einem Aushang am schwarzen Brett, zum Beispiel das Vermieten meines WG-Zimmers. Auch einfach ist das Teilen von politischen oder journalistischen Inhalten. Die komplizierte Kategorie ist das Mitteilen von Persönlichem: Ich weiß nicht, wie ich was wem mitteilen will. Es gibt Dinge, die ich nicht mal in einem Gespräch erwähnen wollte, und die ich dann trotzdem einer Gruppe mitteilen will. Aber dann frage ich mich: Was denken die Leute dann darüber? Das endet in der Regel dann damit, dass ich es gar nicht teile, weil mir der Gedankengang zu kompliziert ist.

G Welche Vor- und Nachteile bringt dir die Digitalisierung des Alltags?

J Ich glaube, die Unterscheidung zwischen Vor- und Nachteilen fällt mir schwer, weil es ja einfach passiert, und ich keinen Nachteil feststellen kann. Ich könnte Dinge sagen wie: Alles

wird schneller und anstrengender!, aber eigentlich glaube ich das nicht so richtig. Das ist eher eine Auswirkung, und nicht der Grund für die Entwicklung.

G Glaubst du, dass das permanente Protokoll unseres digitalen Handelns von Vorteil ist?

J Das kommt darauf an, wie die anderen Leute so drauf sind. Ich finde das eigentlich total super, aber weil ich die Perspektive habe, dass es keinen großen Unterschied zwischen digital und analog gibt, ist es eben nur eine andere Form. Für mich ist es keine andere Ebene, es ist alles eins. Und deswegen ist diese permanente Dokumentation sehr praktisch. Die Maschinen nehmen uns das sozusagen ab. Auf theoretischer und philosophischer Ebene ist es also ein Vorteil, aber in der Praxis kann das natürlich blöd sein, weil die Leute das eben nicht so sehen.

G Welche Bedeutung hätte es für dich, wenn alle digitalen Speicher aufgelöst würden?

J Wenn digitale Speicher weg wären, wäre das nicht so dramatisch. Es würde sich vermutlich so anfühlen, als hätte man mir ziemlich viel geklaut. Wenn es das Internet nicht mehr gäbe, hätte ich mindestens sechs Stunden am Tag nichts zu tun, und da auch meine ganzen Tätigkeiten auf dem Internet basieren, müsste mein Leben komplett neu strukturiert werden. Ich würde vielleicht jedes Wochenende wandern gehen, oder so.

G Wo fühlst du dich vom Rechner eingeschränkt, und wo fühlst du dich befreit?

J Mein generelles Problem im Leben ist, dass immer mehr Menschen angucken, was ich so tue, und ich nicht weiß, wie sie das finden, und ich immer mit der Beobachtungsperspektive lebe. Die fällt im Internet weg. Ich kann machen, was ich will, und niemand guckt mir dabei zu. Ich kann sechs Stunden im Internet surfen, danach aus meinem Zimmer gehen, und keiner weiß es. Das ist eine große Befreiung, weil ich ohne Internet in eine Bibliothek gehen müsste, um zu recherchieren, und dort mit den Bibliothekaren sprechen müsste. Und eingeschränkt bin ich womöglich dadurch, dass so viel über Sicherheit im Netz diskutiert wird. Das schränkt einen im Ausleben seines intuitiven Verhaltens im Internet vermutlich ziemlich ein.

G Kannst du sagen, wo du deine Persönlichkeit zerstreuter findest – im Internet oder offline?

J Das hat sich gewandelt, nachdem ich mein Blog besser geführt habe. Vorher war meine Persönlichkeit im Internet viel zerstreuter, und nachdem ich bei Facebook meine Kontakte in ordentliche Listen sortiert habe und in meinem Blog mein Leben sammle, ist das Internet eine Art Sammelpunkt für meine verschiedenen Lebensbereiche. Im Internet bin ich also weniger zerstreut.

G Der nächste Teil beschäftigt sich mit digitaler Kommunikation. Kannst du kurz aufzählen, welche sozialen Netzwerke du nutzt, und warum?

J Wirklich benutzen tue ich folgende: Facebook, weil es vermutlich die stärkste Repräsentation meines normalen Ichs im Internet ist. Das fühlt sich am ehesten so an, als wäre es einfach ein Tool, um mit Leuten zu kommunizieren, die gerade nicht physisch da sind. Flickr nutze ich für Fotos und um zu sehen, was meine Freunde so fotografieren. Bei Twitter habe ich einen Account, schreibe dort aber nie etwas, weil sonst das Zielgruppen-Problem, das ich schon bei Facebook habe, noch viel komplexer wird. Bei SoundCloud habe ich einen Account, um Musik zu favorisieren. In Svpply speichere ich teure Dinge, die ich nie kaufen würde, damit es sich wenigstens ein bisschen so anfühlt, als könnte ich sie besitzen. Jetzt.de und Neon waren damals ein bisschen wie SchuelerVZ, aber beide Accounts nutze ich kaum mehr.

G Wie informierst du andere Leute über dein Leben?

J Durch mein Weblog.

G Wie gehst du denn online, oder speziell auf Facebook, mit deiner Privatsphäre um?

J Ich weiß nicht so genau, was Leute mit Privatsphäre meinen. Mir ist das im Bezug auf Datenschutz natürlich klar, aber ich wüsste nicht was meine Privatsphäre in einem sozialen Netzwerk oder generell gegenüber Menschen überhaupt wäre. Es gibt Sachen, die will ich mitteilen, und es gibt Sachen, die will ich nicht mitteilen. Sobald ich etwas teile, lasse ich es ja aus meiner Privatsphäre raus. Privatsphäre setzt voraus, das man etwas hat, was nur einem selbst gehört und nicht öffentlich werden soll. Für mich im Internet gibt es kein Privat und kein Öffentlich. Ich glaube, wenn ich kommuniziere, fühle ich mich immer relativ öffentlich.

G Inwiefern hat das digitale Netzwerk dein Leben verbessert oder verschlechtert?

J Verbessert hat definitiv das Kontakthalten mit Menschen, von denen ich weit entfernt bin. Eine negative Veränderung ist die Schwierigkeit, all die Kontakte, die ich habe, zu trennen und zwischen Wichtig und Unwichtig zu unterscheiden.

G Welche Gruppen hast du beispielsweise angelegt?

J Meistens entstehen die Gruppen aus dem Ort oder der Veranstaltung, aus der ich die Leute kenne. Ich habe kaum jemanden nicht in eine Gruppe sortiert. Gruppen sind beispielsweise Schule, Grüne, Studium, und so weiter.

G Wie kommunizierst du am liebsten?

J Das kommt ein bisschen darauf an, was ich sagen will, aber meistens vermutlich Sprache, weil ich mich damit am besten ausdrücken kann. Sowohl face-to-face, als auch am Telefon oder via Skype. Sobald ich einen Text schreibe, fange ich an, ihn auf verschiedene Weisen auszulegen, und das lässt mich zögern. Sachen, die ich sage, sage ich ja in dem Moment, in dem ich sie ausspreche.

G Wie würdest du denn deine schriftliche digitale Kommunikation beschreiben?

J Meine Schreibweise bei SMS ist sehr funktional. Ich schreibe auch nicht mehr als zwei SMS am Tag. Persönliche SMS schreibe ich ganz selten.

G Und wie sieht es aus mit Videochats – nutzt du das?

J Ja, aber relativ ungern. Wobei das eher an der schlechten technischen Qualität liegt. Wenn ich die Leute immer scharf sehen würde, als wären sie direkt vor mir, dann würde ich das vermutlich ziemlich intensiv nutzen.

G Okay, ganz andere Frage: Wem willst du in sozialen Netzwerken imponieren?

J Ich denke, meine Kontakte könnte man einteilen in Leute, die ich mit mir auf einer Ebene sehe, und Leute, die ich cooler finde als mich, und von denen ich denke, dass sie sich auch cooler finden als mich. Und wenn ich dann etwas poste, ist die zweite Gruppe die, über deren Meinung ich mir am meisten Gedanken mache.

G Welche Fotos und Inhalte von dir oder über dich würdest du entfernen lassen, wenn du sie bei Suchmaschinen findest?

J Da gibt es auch zwei Ebenen: Theoretisch würde mich persönlich gar nichts stören. Wenn ich nicht wüsste, wie andere Leute denken, würde mich auch ein Nacktbild von mir nicht stören. Aber da ich weiß, was die Leute vermutlich darüber denken, dann würde ich eigentlich nur Fotos zustimmen, die mich neutral oder positiv darstellen.

G Hattest du schon mal ein Date oder eine Verabredung mit jemanden, den du nur über das Internet kennen gelernt hast?

J Es gab ein Forum für hochbegabte Jugendliche, in dem ich aktiv war. Die Gruppe dort hat Treffen veranstaltet, wo sich mehrere Forenmitglieder verabreden und etwas unternehmen. Ich fand das witzig, weil ich im Hinterkopf hatte, dass man das ja – vor allem als Mädchen – nicht machen darf und wie gefährlich das ist. Gleichzeitig wusste ich, dass die Gruppe

höchstwahrscheinlich sehr ungefährlich war und nicht aus alten Männern bestand, die mich entführen wollten. Diese Absurdität war witzig, und gleichzeitig faszinierend, weil es mir klar gemacht hat, dass das Internet Realität werden kann. In anderen Foren war ich ganz bewusst anonym, da wäre das nicht möglich gewesen.

G Der letzte Bereich beschäftigt sich mit Sicherheit. Fühlst du dich sicher, wenn du durch den Rechner oder durch dein Telefon kommunizierst?

J In aller Regel schon. Ein paar meiner Freunde werden vom Verfassungsschutz beobachtet, und deren Telefonate werden manchmal abgehört. Allerdings kann der Verfassungsschutz mit dem, was ich sage, vermutlich wenig anfangen. Ganz auszuschließen, dass der Verfassungsschutz mich irgendwann beobachten könnte, ist es aber auch nicht, denn die Gründe, aus denen meine Freunde beobachtet werden, sind auch reichlich absurd. Generell bin ich mir sicher, dass sich keiner die Mühe macht, sich in mein Kommunikationsnetzwerk zu hacken, weil ich ein langweiliges Leben führe. Aber auf einer Metaebene finde ich es nicht sicher.

G Gibt es etwas, von dem du weißt, dass es irgendwo im Internet liegt, das aber niemand sehen sollte?

J Ja, zum Beispiel das, was ich anonym in Foren bespreche.

G Wie benutzt du Suchmaschinen?

J Inzwischen nutze ich wieder Google. Zwischendurch habe ich verschiedene Öko-Suchmaschinen verwendet, aber die sind nicht so gut. Ich nutze Websuchen wirklich dauernd, ich denke sogar die meisten meiner Fragen in Suchmaschinen-Begriffen. Ich formuliere nicht mal mehr Fragen sondern nur noch Themenkomplexe.

G Was hältst du von der Personalisierung von Facebook und Google?

J Das regt mich extrem auf. Ich glaube, ich bin zu divers, um personalisiert zu werden. Es kann gut sein, dass es einigen Leuten, oder Google, oder Werbern was bringt, aber mir bringt das nichts. Ich kann die Filter auch oft nachvollziehen und bin trotzdem, oder gerade erst recht unzufrieden mit dem Ergebnis.

G Was schätzt du an der Anonymität im Internet, und was gefällt dir nicht daran?

J Ich schätze, dass ich mich dadurch außerhalb von gesellschaftlichen Normen bewegen kann, die sonst mein Handeln beeinflussen würden. Im Internet kann ich nackt über die Straße laufen, weil die Leute nicht wissen müssen, dass ich ich bin. Was ich allerdings nicht schätze, ist, dass anonyme Reaktionen meist sehr emotional sind, und deswegen auch sehr daneben sein können. Das kann sehr gefährlich sein, glaube ich.

G Fällt dir auf, dass Computer immer menschlicher werden?

J Hm, das finde ich nicht, glaube ich. Smarte Technologien würde ich nicht als menschlicher bezeichnen, es ist ja lediglich verfeinerte Technik. Wie man das findet, hängt meiner Meinung davon ab, wie gut man damit umgehen kann. Wenn man versteht, wie man die Technik steuert, nimmt man die Technik ja nicht direkt als menschlicher wahr. Wenn man die Technik aber nicht durchdringt, kann ich mir vorstellen, dass es auf einen menschlicher wirkt.

Berlin, am 10. Dezember 2012.

Ann-Kathrin

G Stell dich bitte kurz vor – Wie heißt du, wie alt bist du, wo kommst du her, und was machst du?

A Ich heiße Ann-Kathrin, bin 22 Jahre alt und lebe seit zwei Jahren in Berlin. Ich bin in Lünen im Münsterland geboren, bei Dortmund. In Berlin studiere ich Philosophie, Kunstgeschichte und Musikwissenschaft.

G Kannst du dich noch an deine erste E-Mail-Adresse erinnern?

A Meine erste E-Mail-Adresse ist immer noch meine aktuelle E-Mail-Adresse. Mein Vater hatte damals für meine ganze Familie Adressen eingerichtet. Späßnamen hatte ich, glaube ich, gar nicht.

G Weißt du noch, wofür du das Internet das erste Mal benutzt hast?

A Das war bei meinem Vater auf der Arbeit, der dort damals einen Anschluss hatte. Ich habe auf der Website des Ki.Ka die Profile der Schloss Einstein-Darsteller recherchiert. Außerdem konnte man sich auf der Website von Wissen Macht Ah Rezepte und Puzzle ausdrucken. Die erste Website, die ich aktiv genutzt habe, war also die vom Ki.Ka.

G Hattest du dort auch Accounts und Nicknames?

A Ja! Die erste Community, in der ich angemeldet war, war das Sportfreunde-Stiller-Fan-Forum. Den Nutzernamen habe ich leider vergessen. Bestimmt war es irgendwas aus einem Blur-Song.

G Zurück ins Heute: Besitzt du irgendwo Zweitprofile?

A (überlegt) Nein, eigentlich nicht.

G Hast du ein Bild deiner Persönlichkeit? Kannst du dich in fünf Worten beschreiben?

A Ich finde das total schwer und kann das gar nicht sagen. Fremdwahrnehmung und Eigenwahrnehmung gehen ja generell sehr weit auseinander, und Sprache erzeugt dabei sehr viel Missverständnisse – besonders, was implizit gesagtes angeht. Deswegen kann ich das gar nirgendwo fest machen.

G Woran denkst du als erstes, wenn du den Begriff „Digitale Identität“ hörst?

A Ich denke, dass diese digitale Identität ein Potential hat, das von Nachteil sein kann. Neben der eigenen Identität, die zum Beispiel den eigenen Personalausweis oder die Krankenkassenskarte betrifft, können sich mit der digitalen Identität auch Möglichkeiten wie Auffindbarkeit ergeben, und die ist mit nicht kalkulierbarem Publikum verbunden. Ich kann nicht wissen, wer etwas über mich wissen will. Ich finde das relativ beängstigend, deswegen habe ich zum Beispiel meinem Facebook-Profil kein Foto zugeordnet.

G Wie versuchst du dann, deine Persönlichkeit ins Internet zu übertragen?

A Ich versuche diese Übertragung durch Visuelles, was mich aus verschiedenen Gründen anspricht, was mich interessiert oder womit ich mich vielleicht auch identifiziere. Oft sind das Bilder, die mir ganz unbewusst auf den ersten Blick gefallen.

G Kannst du deine Offline-Identität als eine Identität beschreiben?

A Nein. Zu jeder Beziehung und in jedem Freundeskreis ist das unterschiedlich. Das Internet ist genau so unklar wie einige postmoderne Theorien.

G Inwieweit, würdest du sagen, sind deine analogen und digitalen Identitäten verfälscht?

A Ich glaube, dass beide Identitäten, analog und digital, immer einen Teil auslassen. Genau wie es in der weltlichen Identität charakterliche Auslassungen gibt, gibt es das für mich auch in

einer digitalen Identität, sogar innerhalb eines Profils oder einer Plattform. Das differenziert sich zum Beispiel in der Art und Weise, wie man kommuniziert oder Aktualisierungen teilt, aus.

G Welche Vorteile bringt dir das Internet in Sachen Selbstentfaltung?

A Mir persönlich bringt beispielsweise die Möglichkeit der spontan möglichen Veröffentlichung etwas. Das ist natürlich eine zweischneidige Sache, aber das Feedback, dass man mir dadurch immer sofort geben könnte, ist natürlich von Vorteil. Dadurch bewege ich mich nicht mehr nur in einem Raum mit mir selbst, sondern in einem Kommunikationszusammenhang.

G Hast du manchmal das Gefühl, dich innerhalb dieses Zusammenhangs besser ausdrücken zu können?

A Vermutlich gäbe es einen ähnlichen Rückfluss an Information, wenn es sich um einen gedruckten Text handeln würde. Bestimmt ist dabei eher die Community, da sowohl online als auch offline existiert. Die Redaktion des Missy Magazins setzt sich beispielsweise aus Leuten zusammen, die sowohl online über Blogs und Facebook-Gruppen kommunizieren, als auch über Treffen im Offline-Leben.

G Was ist das Haupttool, das du nutzt, um dich online verfügbar zu machen?

G Definitiv mein Laptop, und als Netzwerk in erster Linie Facebook. Ich habe ein Blog, aber da poste ich nur Dinge, die schon wo anders zu finden sind. Das pflege ich nicht besonders, und momentan fühlt es sich nicht als richtige Art und Weise an, etwas zu veröffentlichen.

G Wenn du eine Eigenschaft an dir suchst, die durch das Internet oder Digitalität entstanden ist, was wäre das?

A Unkonzentriertheit.

G Nutzt du den Computer, um deinen Alltag zu reflektieren?

A Nein.

G Wo fühlst du dich, online und offline, am wahrhaftigsten repräsentiert?

A Ich glaube, ich möchte online gar nicht wahrhaftig repräsentiert sein. Wir hatten ja vorhin dieses Publikum gesprochen, dass man möglicherweise gar nicht kennt, und ich möchte mich im Einzelfall entscheiden können, wie wahrhaftig ich mich jemandem darstelle. Oder wie wahrhaftig ich jemandem darstelle, was ich von mir für wahrhaftig halte. Das ist ähnlich wie beispielsweise eine Seminargruppe: Innerhalb des Seminars teilen wir ein gemeinsames Interesse für ein bestimmtes Thema, aber ich halte den Teilnehmern nicht meine Persönlichkeit unter die Nase. Am Wahrhaftigsten bin ich vermutlich in einem Freundeskreis, wenn ich über Dinge sprechen kann, die mich berührt haben, bewegen oder mir nahe gegangen sind. Immer dann also, wenn man keine „Gefahr“ von dem Publikum erwarten muss.

G Im zweiten Teil geht es um die Digitalisierung des Alltags. Gibt es eine Technologie, die dich begeistert?

A Meine Webcam und Skype begeistern mich. Als Kind habe ich mir das immer vorgestellt, und für mich war es eins der spannendsten Dinge, Menschen sehen zu können, die eigentlich in Amerika sind, oder so.

G Gibt es Technologie, die dir Angst macht?

A Keine konkrete Technologie, aber ich glaube, es ist gefährlich, eine Technologie unkritisch zu umarmen und nicht zu hinterfragen. Man muss immer beim Verwenden der Technologie hinterfragen, was die persönlichen Vor- und Nachteile sind.

G Seit wann benutzt du das Internet?

- A** Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich seit 2002, oder 2003.
- C** Kannst du eine kurze digitale Laufbahn auflisten? Der erste Computer? Der erste mp3-Player?
- A** Bis ich 17 war, hatte ich keinen eigenen Computer, sondern es gab einen Computer für alle zu Hause. Den habe ich vor allem genutzt, um Simulations- und Actionspiele wie SimCity, Age of Empires und Tomb Raider zu spielen. Später habe ich den vor allem genutzt, um mich im Sportfreunde Stiller-Forum aufzuhalten – das habe ich noch nie jemandem erzählt. Das Forum war eine totale Partnerbörse, aber es gab kaum Möglichkeiten zur Selbstentfaltung, es gab nur ein rudimentäres Profil, und das habe ich mittlerweile gelöscht. Gechattet habe ich dann eher über ICQ.
- C** Welche Geräte begleiten dich jeden Tag?
- A** Mein Laptop ist immer dabei, denn den brauche ich viel für die Uni und nutze ihn als Nachschlagewerk. Außerdem habe ich ein Blackberry, das zwar theoretisch internetfähig ist, aber wegen des kleinen Bildschirms nutze ich es dafür nicht.
- C** Wo liegen die wesentliche Unterschiede zwischen deiner Computernutzung damals und heute?
- A** Heute nutze ich den Computer als Arbeitsinstrument und überhaupt nicht mehr zum Spielen – Entertainment findet da nur noch in Form von beispielsweise Filmen statt. Heutzutage nutze ich den Rechner vielleicht fünf Stunden am Tag ganz bewusst, angeschaltet ist aber aber fast immer. Wenn ich merke, dass ich unkonzentriert werde, schalte ich ihn ganz aus.
- C** Wie archivierst du Kulturgut?
- A** Ich habe fast meine gesamte Musik digital, bis auf die ein oder andere Schallplatte. Musik kaufen tue ich auch digital. Die Firewall meines Rechners verhindert irgendwie, dass ich Spotify benutzen kann, aber ich schätze es sehr, weil ich für die Uni oft klassische Stücke hören muss, die ich weder ausleihen noch kaufen will. Musik, auf die ich mich aber wirklich freue, kann ich auf Spotify irgendwie nicht genießen, und es macht mich sprunghaft und unkonzentriert. Bücher habe ich in Papierform, denn ich finde es ganz furchtbar, Texte auf eReadern zu lesen: Man kann den Buchrücken nicht knicken, nicht hinein malen, ich finde es ganz furchtbar. Ich überlege mir gerade, wie ich die ganzen digitalen PDFs der Uni organisieren könnte.
- C** Wann macht es für dich Sinn, etwas online zu teilen?
- A** Darüber habe ich mir letzts auch Gedanken gemacht. Ich habe den Entschluss gefasst, Dinge gar nicht mehr mit einer großen Gruppe teilen zu wollen. Mir geht es oft so, dass ich bei Dingen, die ich höre oder sehe, an eine bestimmte Person denken muss, und dann kann ich es ja direkt mit der Person persönlich teilen. Mit dieser Coolness, die man bei breit gefächerten Statusupdates hat, kann ich mich nicht so sehr identifizieren.
- C** Welche Vor- und Nachteile bringt dir die Digitalisierung des Alltags?
- A** Ich schätze die direkte Verfügbarkeit ohne großen Aufwand. Ich kann schneller Zusammenhänge erfassen und recherchieren. Eine händische Recherche in der Bibliothek würde mich viel länger beschäftigen – ich schätze Suchmaschinen also sehr. Gleichzeitig ist diese Verfügbarkeit natürlich auch ein Problem, besonders bei Musik und Filmen: Ich nehme das unaufmerksamer wahr als beispielsweise bei einem Kinobesuch oder Konzert, und merke auch schon, dass ich unkonzentrierter werde. Umgekehrt schreibt sich diese Beobachtung in die Produktion der Kulturprodukte ein: Manche Musik wird beispielsweise so produziert, dass

sie auf die Hintergrundgeräusche der U-Bahn abgestimmt ist und gut auf dem Weg zur Arbeit durch die Kopfhörer klingt.

G Glaubst du, dass es von Vorteil sein kann, dass alles, was wir digital machen, aufgezeichnet wird?

A Ich sehe eher einen Nachteil: Stalking wird total einfach. Mich macht zum Beispiel auch die stetige Nachvollziehbarkeit meines Aufenthaltsortes äußerst nervös. Ich will das eigentlich nicht. Womöglich habe ich auch zu viel Brave New World und 1984 gelesen, aber irgendwie finde ich das intuitiv falsch. Für mich entsteht auch die Frage nach dem Zweck: Mich interessiert meistens gar nicht wirklich, wo sich meine Freunde aufhalten. Inwiefern sind da nicht die Risiken größer als die Vorteile?

G Stell dir vor, alle digitalen Speicher wären aufgelöst. Wie wäre das für dich?

A Ich müsste immer in die Bibliothek fahren, weil ich keine Informationen mehr online habe. Andererseits würde ich da dann arbeiten, weil ich keine Internetverbindung und keinen Rechner mehr habe. Ein großer Verlust wären meine Musik, Fotos und Filme. Als meine Festplatte mal fast kaputt ging, wurde mir meine Abhängigkeit davon sehr bewusst – seitdem mache ich ordentliche Backups.

G Wo fühlst du dich am Rechner eingeschränkt, und wo befreit?

A Ich finde es befreiend, dass mein Laptop keine Maus hat – das ist ein merkwürdiges Interface-Element. Ich finde das trackpad viel intuitiver. Deswegen finde ich die intuitivere Benutzbarkeit von iPhones oder iPads gut: sie sind viel organischer. Auch wenn ich mir nie ein iPad anschaffen würde, bin ich begeistert davon, wie man darauf beispielsweise mit Musikprogrammen umgehen kann. Ableton auf dem Rechner ist viel umständlicher als der Workflow einer Musiksoftware auf dem iPad. Wenn ich einen Rechner benutze, bin ich Anwender pur: Ich will mich nicht um die Software und Kommandos kümmern, sondern um die eigentliche Aufgabe, die ich zu erfüllen habe. Ich will so wenige Knöpfe wie möglich, um so wenig wie möglich falsch machen zu können. Deswegen bin ich auch der typische Mac-Käufer: Ich will einen Rechner, der mir mir seinem Interface signalisiert: Ich bin durchsichtig, man kann mich verstehen.

G Interessant: Mein Vater sagt genau das Gegenteil. Für den ist eine Oberfläche zu durchdringbar, der weiß einfach zu sehr, wie Dateistrukturen funktionieren. Mit Apple kann er nicht umgehen, weil ihm das zu fertig ist.

A Meinem Vater geht es auch so. Für mich ist der Mac ein Werkzeug, mit dem ich beispielsweise einen Text schreibe und formatiere. Ich will keine Energie darauf verwenden müssen, wie genau der Text nun formatiert wird – ich will ihn einfach formatiert haben. Alles andere wäre eher ein Hindernis.

G Wo empfindest du deine Identität zerstreuter: Online oder offline?

A Im Digitalen bin ich gebündelter, weil ich dort eine größere Kontrolle habe über das, was ich von mir veröffentliche. Wenn ich einen Raum betrete, kann ich niemanden davon abhalten, mir ins Gesicht zu gucken – auf Facebook kann ich das ganz einfach, in dem ich kein Foto von mir hochlade.

G Kannst du zusammen fassen, welche sozialen Netzwerke du nutzt?

A Ich habe einen Facebook-Account und einen Google Plus-Account. Letzteren aber nur, weil ich dort für meinen HiWi-Job an Dokumenten und Alben zu arbeiten. Das nutze ich nicht mit meinem richtigen Namen, sondern bin mit dem Namen meines Universitätsnetzwerks angemeldet. Vor etwa einem halben Jahr habe ich alle Profile aus anderen Netzwerken, wie etwa

StudiVZ oder MySpace, eliminiert. Einfach, weil ich es nicht benutzt habe und nicht wollte, dass dort Datenleichen von mir liegen.

G Wie informierst du Leute außerhalb deines engen Freundeskreises über dein Leben?

A Leute, die mir nur geografisch nicht nahe sind, kontaktiere ich am liebsten über Briefe. Und ich bekomme auch gerne Briefe. Die Haptik gefällt mir gut, und das Nutzen der Handschrift. Alternativ nutze ich natürlich E-Mails.

G Wie gehst du auf Facebook mit deiner Privatsphäre um?

A Ich versuche, keine Bilder hochzuladen, auf denen ich tatsächlich zu erkennen bin. Vielleicht denke ich da irgendwann mal anders darüber, aber momentan fühle ich mich so besser. Meine Pinnwand, Freundesliste und Likes sind unsichtbar eingestellt. Ich finde es unglaublich schwer, auf Facebook nachzuvollziehen, was denn nun alles sichtbar ist. Generell poste ich aber auch Facebook einfach nichts wirklich persönliches, ich nutze es eher als schwarzes Brett; als Werkzeug. Ich will nichts über meinen Aufenthaltsort, mein Aussehen oder gar meinen Geisteszustand auf Facebook schreiben.

G Gibt es etwas in deinem Leben, das durch Facebook bzw. Netzwerke besser oder schlechter wurde?

A Ich habe damit angefangen, Dinge auch tatsächlich zu veröffentlichen, und das hat mir gute Kontakte vermittelt. Negativ ist, dass ich unkonzentrierter geworden bin, und ich mache immer mehr parallel. Meine Wahrnehmung ist irgendwie mehrspurig geworden, und ich weiß nicht, ob ich das gut finden soll. Manchmal wäre gerne viel konzentrierter.

G Wie würdest du deine digitalen Kontakte in Gruppen einteilen?

A Ich habe das noch nicht gemacht, aber ich würde Privat und Beruflich teilen. Das ist zwar schwierig und eigentlich sind es keine guten Kategorien, aber mir ist es wichtig, das zu trennen. Sonst schaffe ich es irgendwann nicht mehr, eine Pause zu machen. Ich bin auch mit meinem Chef auf Facebook befreundet, und der teilt dort wirklich alles mögliche. Generell versuche ich auch, dem aus dem Weg zu gehen, indem ich Facebook so weit wie möglich von mir frei halte und es nur als Werkzeug benutze.

G Du nutzt es also nicht, um die zu repräsentieren, aber doch, um zu kommunizieren. Spiegelst du dabei nicht automatisch dich selbst in den digitalen Raum?

A Klar, wenn man meine Kommunikationsform als Teil meiner Identität ansieht.

G Wie kommunizierst du am liebsten?

A Ich habe seit neuestem eine SMS-Flatrate, deswegen schreibe ich allen Leuten viele SMS. Ich versuche dabei immer, Groß- Kleinschreibung und Zeichensetzung richtig einzuhalten. Mein Schreibstil ist wenig anders als in einer Mail oder in einem Brief. Am Computer schreibe ich meist eher klein.

G Benutzt du Videochats?

A Ich nutze Skype, aber natürlich nur mit Leuten, die ich auch kenne. Chatroulette habe ich zum Beispiel noch nie ausprobiert, aber ich glaube, ich finde es sehr verstörend.

G Wem willst du in sozialen Netzwerken imponieren?

A (überlegt) Ich weiß es nicht so genau. Mein erster Gedanke galt gerade meinem potenziellen Arbeitgeber, aber das ist natürlich irgendwie Quatsch. Der kann meine Qualifikationen ja nicht an meinem Profilfoto ablesen. Dazu müsste ich das anders aufziehen. Unterbewusst will ich bestimmt irgendwem imponieren, aber ich kann nicht sagen, wem. Natürlich ist mein Profil total konstruiert; ich habe nur Schwarzweißfotos hochgeladen, aber ich feile nicht an meinem digitalen Identitätsabbild. Klar, das Profilbild spielt bei Facebook die

essenziellste Rolle, aber das Schwarzweißbild, das ich dort verwende, könnte auch an der Wand in meinem Zimmer hängen, und ist deswegen nur in gewisser Weise ein so zentraler Teil meiner Identität.

G Welche Inhalte von dir oder über dich würdest du aus dem Internet entfernen wollen, wenn du sie finden würdest? Was müsste da zu sehen sein?

A Ich habe Fotos von mir entfernen lassen, auf denen ich zu erkennen war, und wo zum Teil mein Klarname direkt damit verbunden war. Ich würde abwägen, wie positiv die jeweiligen Inhalte sind. Klar kann man mich irgendwie finden, ich mache mir nicht immer die Mühe, alle Einträge entfernen zu lassen. Aber generell möchte ich nicht visuell googlebar sein. Außerdem möchte ich Arbeit und Privatleben trennen, auch online. Mich macht es schon nervös, wenn ich meine beruflichen E-Mails auf meinem privaten Rechner habe. Ich finde die Festanstellung attraktiv, weil ich Abends eben tatsächlich Feierabend habe. Als Selbstständiger muss man sich permanent selbst disziplinieren, das ist doch extrem anstrengend. Neulich las ich eine Studie über Apps, in denen man sozusagen fremd kontrolliert wird – beispielsweise beim Joggen. Andere Netzwerkteilnehmer kontrollieren deinen Erfolg und nehmen dir die Verantwortung gegenüber dir selbst ab. Das ist gleichzeitig auch sehr gruselig, finde ich.

G Andere Frage: Hattest du schon mal ein Date oder eine Verabredung übers Internet? Wie war das?

A Ja, ein paar mal, zum Beispiel Autoren oder Blogger. Ich habe mir aber vorher nicht direkt ein Bild der Personen über soziale Profile gemacht, sondern es fand einfach ein interessierter Austausch statt, der zu den Treffen geführt hat. Facebook war da wieder nur ein Tool zur Kommunikation.

G Mein Mitbewohner und ich zum Beispiel kannten uns sehr lange nur über das Internet, auch nur wenig über Fotos oder direkte Kommunikation, bis wir uns schließlich mal getroffen und privat kennen gelernt haben. Damals war das sehr aufregend, heute ist das ja eher ganz normal.

A Ja, und es hat auch nichts mehr so anrühiges und gefährliches. Vor allem als Frau wurde einem diese Gefahr im Internet immer ganz stark vermittelt.

G Mich würde mal interessieren, wie ganz junge Mädchen sich heutzutage in Chatrooms verhalten – ob sie auch so auf Hab-Acht-Stellung waren wie unsere Generation damals.

A Ich glaube nicht! Neulich hat mich zum Beispiel meine kleine Cousine auf Facebook geaddet, und die teilt wirklich unglaublich viel – Gefühle, Orte, Fotos. Das ist Facebook-Vergewaltigung Deluxe, was sie da mit ihrem Profil anstellt! Das liegt aber auch daran, dass ich eher technisch an das Internet herangehe, wogegen die Generation meiner Cousine das ganz natürlich aufgreift. Für die ist das ganz normale Leben. Die muss das gar nicht auf technischer Ebene durchdringen.

G Fühlst du dich sicher im Internet?

A Mir ist Sicherheit im Internet sehr wichtig. In meinem Browser versuche ich, meine IP-Adresse unsichtbar zu lassen und benutze Browser-Add-Ons, die mir sagen, welche Tracker gerade mein Verhalten analysieren. Das liegt vielleicht daran, dass ich dieses System technisch nicht ganz durchdringe, aber weiß, dass es da etwas gibt, das getrackt wird.

G Die Frage ist eben immer, was mit den Daten passiert – vieles, was getrackt wird, bekommt niemals ein Mensch zu Gesicht, und anderes ist extrem relevant. Durch unsere Unwissenheit können wir also schlecht abwägen. Daher kommt vermutlich unsere Vorsicht.

A Genau. Überraschend ist aber auch, dass manches gar nicht schlimm ist – das Datentracking zur personalisierten Suche bei Google beispielsweise. Für mich ist das erstmal ja nicht schlimm, dass Google meine Suchergebnisse optimiert. Im Umkehrschluss finde ich aber ja gewisse Dinge auch nicht mehr. Ich habe mich zwar mit der Filter Bubble noch nicht wirklich beschäftigt, aber seit ich Cookies deaktiviert habe, habe ich das Gefühl, dass die Personalisierung von Google nicht mehr wirklich funktioniert. Ich benutze aber manchmal auch andere Suchmaschinen – ecosia zum Beispiel. Google ist aber eben leider am Besten.

G Ja, ich habe auch Alternativen probiert, aber Google findet einfach immer alles. ich weiß nicht, ob das eben genau der Filter Bubble liegt.

A Google hat ja beispielsweise auch eigene Archive, wie die Bücher oder Bildersuche. Das macht es natürlich schon besser.

G Gibt es etwas, was du an der Anonymität im Internet schätzt, oder etwas, das dich stört? Es muss nicht nur auf dich bezogen sein, sondern ganz generell.

A Diese Anonymität finde ich sehr gut, eben vor allem bei mir persönlich. Ich muss aber zugeben, dass mich beispielsweise YouTube-Kommentare manchmal zur Verzweiflung bringen: Was manche Leute dort schreiben, nur sie weil anonym sind und es können! Das ist ja noch harmlos: In der Bloggerszene, vor allem bei politischen Blogs, finden sich manchmal extrem krasse Kommentare – von blöden Sprüchen bis Morddrohungen. Das Böse wird also erleichtert, da niemand mehr für seine Meinung gerade stehen muss. Diese Meinung ist in gewisser Weise ja abgetrennt von der Identität.

G Wie findest du, dass Maschinen vermeintlich immer menschlicher werden?

A Ich glaube, das ist eine Illusion, dass das so wäre. Die Maschine muss ja immer von uns verwendet werden. Wenn die Geräte smarter werden sollen als man selbst, schwingt für mich ein bisschen das Gefühl mit, verarscht werden zu können. Es ist ja gar nicht so smart, der Smartness der Technologie ausgeliefert zu sein. Generell darf einfach die Reflexion nie ausbleiben. Gerade das passiert aber eben auch durch die zunehmend intuitiver werdenden Oberflächen. Die machen uns in einer gewisser Weise auch taub.

Berlin, am 11. Dezember 2012.

Miriam

G Beschreibe dich doch bitte kurz – Wie heißt du, wie alt bist du, wo kommst du her?

M Ich heiße Miriam, bin 21 Jahre alt, komme aus Berlin und studiere im 5. Semester Visuelle Kommunikation an der Universität der Künste im Fachbereich Raumszenarien und Ausstellungsgestaltung.

G Weißt du noch, wie deine erste E-Mail-Adresse hieß?

M Ja, die habe ich sogar immer noch – mein Stiefvater hat mir damals eine seriöse Adresse aufgezwungen: miriam.*@gmx.net. Heute nutze ich die zwar nicht mehr als Hauptadresse, sondern meine eigene, aber für Registrierungen in Online-Portalen und für den Universteiler ist die gmx-Adresse noch aktiv.

G In welchem Rahmen hast du das Internet das erste Mal genutzt?

M Ich habe früher kaum geschattet und hatte kein Blog, aber ich war ein totales MySpace-Mädchen. Ich war dort ziemlich früh und ziemlich viel, und dort habe ich auch manchmal Leute kennen gelernt. Da war ich circa 14 oder 15.

G Hast du dort einen Nicknamen benutzt?

M Ja, ich glaube, ich habe mich zucker&zimt genannt. Es gab noch einen anderen Nickname, aber an den erinnere ich mich gerade nicht. Klarnamen hat bei MySpace keiner genutzt, und als ich mich dann 2007 bei Facebook angemeldet habe, fand ich das total gruselig. Auch, weil beispielsweise in der Schule MySpace das primäre Kommunikationsnetzwerk war, nie SchuelerVZ oder so. Erstaunlicher Weise und obwohl mir das mit dem Klarnamen bei Facebook komisch vor kam, habe ich das aber sofort gemacht.

G Woran glaubst du lag das, dass ihr alle MySpace genutzt habt?

M Na ja, dort gab es mehr Funktionen und Möglichkeiten, auch zur Selbstdarstellung.

G Besitzt du auf irgendwelchen Netzwerken (geheime) Zweitprofile?

M Nein. Nein, da bin ich ganz ehrlich.

G Kannst du dich mit fünf Worten beschreiben?

M Ich kann es versuchen, aber in zwei Tagen würde ich vermutlich etwas ganz anderes sagen. Ich bin kreativ, zweifelnd, eloquent, manchmal zu laut, manchmal zu leise.

G Und versuchst du, diese Eigenschaften ins Internet zu übertragen, oder versuchst du, im Internet ein ganz spezielles Bild von dir aufzubauen?

M Teils teils. In letzter Zeit bin ich nicht so viel im Internet unterwegs und feile deshalb sowieso nicht so emsig an meinem Internetbild. Was mir aber dennoch wichtig ist, ist diese Eloquenz, also die Sprache – ich achte auf meine Rechtschreibung und darauf, dass meine schriftliche Kommunikation die Form behält. Da bin ich etwas konventionell. Klar versuche ich mich generell ein bisschen kreativ und artsy darzustellen.

G Würdest du deine Identität offline als eine Identität beschreiben?

M Ich glaube schon, dass das differenziert ist und auf den Kreis ankommt, in dem man sich bewegt. Trotzdem bin ich mir so gut wie immer treu. Manchmal merke ich, dass ich in Gruppen, in denen ich nicht ganz so viel Expertise habe, ganz still werde, und das ärgert mich, weil ich mein Potenzial nicht ausschöpft wird.

G Und wie ist das digital? Entsprichst du dir da immer?

M Ja und nein. Man zeigt eben immer verschiedene Seiten von sich, genau wie im richtigen Leben, wo man manchmal die Schüchterne und manchmal eher die Professionelle ist. Das

heißt ja nicht, dass man sich verfälscht, sondern nur eine andere Seite zeigt, und genau so ist es im Internet auch.

G Welche Vorteile bringt dir das Internet in Sachen Selbstentfaltung?

M In erster Linie ist es natürlich ein Medium, mit dem ich viele Leute schnell erreiche. Es gibt viele Generatoren, um schnell ge- oder erhört zu werden.

G Hast du manchmal das Gefühl, dass du dich durch ein digitales Medium besser ausdrücken oder verstanden werden kannst?

M Ja schon. Man kann einfacher an seiner Persönlichkeit feilen und durch die verschiedenen Einstellungsmöglichkeiten sein Bild polieren und abstimmen. Bei einer unmittelbaren Mensch-zu-Mensch-Begegnung habe ich nicht so viel Spielraum.

G Was ist dein Haupttool, um dich online verfügbar zu machen?

M Mein iPhone, zusammen mit Facebook und E-Mail. Vor allem unterwegs nutze ich es viel als Recherche-Tool und Nachschlagewerk.

G Welche Eigenschaft hast du erst durch Digitalität bekommen?

M (überlegt) Ich kann eine Eigenschaft nennen, die ich durch Digitalität gerne erreichen würde. Ich würde zum Beispiel einfach gerne regelmäßig etwas produzieren, in dem ich gezwungen bin, regelmäßig zu bloggen. Ich würde gerne Konsequenz dadurch erreichen, dass ich ein Medium regelmäßig füttere.

G Nutzt du digitale Medien, um deinen Alltag zu reflektieren?

M Ganz peripher. Mittlerweile schreibe ich generell relativ wenig auf. Gedanken schreibe ich entweder in die Notizfunktion des iPhones, und noch seltener kommt es vor, dass ich richtige Textdokumente verfasse. Alle drei bis vier Wochen mache ich ein Foto von mir mit Photo Booth, um zu sehen, wie schnell meine Haare wachsen (lacht). Oft fotografiere ich Sachen im Alltag und mit dem Handy – eher weniger, weil sie schön sind, sondern einfach, um mich daran zu erinnern und um mich damit zu unterhalten. Das wird dann nicht online geteilt, aber es bleibt mir im Kopf.

G Wo fühlst du dich online und offline am wahrhaftigsten/echtesten repräsentiert?

M Offline vermutlich im Rahmen der UdK. Es ist zwar eine Hassliebe, aber ich bin gerne dort, auch alleine. Online kann ich mich vermutlich am ehesten mit Tumblr identifizieren, aber da ich generell wenig in Netzen aktiv bin, fällt es mir schwer, das zu untermauern.

G In der Assoziationskette sagtest du, dass sich der Treuebegriff im Internet verschiebt. Kannst du das genauer erklären?

M Ich glaube, dass im Internet die Grenzen anders verlaufen. Virtuell können sich die Menschen näher kommen und eine Grenze überschreiben, die im Offline-Leben innerhalb einer Beziehung schon längst überschritten wäre.

G Gibt es Technologie die dich begeistert?

M Mich begeistert schon, wie viel man mit dem iPhone machen kann. Ich habe gerade erst damit angefangen, mein Leben damit tatsächlich auch zu optimieren. Ich weiß zwar nicht, ob ich das wirklich so gut finde, denn eigentlich mag ich diesen Optimierungszwang gar nicht. Generell begeistert mich aber schon, was durch Technologie möglich ist – das ist so eine abstrakte Welt, zum Beispiel OP-Roboter. Das kann ich mir alles gar nicht wirklich vorstellen!

G Und gibt es eine Technologie die dir Angst macht?

M Eigentlich nicht. Es macht mir nie die Technologie Angst, sondern immer die Menschen, die Zugriff auf die Technologie haben. Ich habe beispielsweise insgeheim wirklich Angst vor Dingen wie Bio-Terrorismus. Und natürlich die Vorratsdatenspeicherung, die macht mir auch

Angst! Bis vor kurzem war mein Paranoia-Level da zwar relativ gering, aber wenn man sich kritisch mit dem Thema beschäftigt, findet man schon spannende Aspekte des Datenschutzes. Was der CCC so hackt, beispielsweise durch Social Engineering, finde ich schon beängstigend. Auch wenn ich vermutlich keine direkte Angriffsfläche bin.

G Seit wann nutzt du das Internet? Kannst du eine kurze Laufbahn deiner digitalen Meilensteine geben?

M Mein erstes Handy hatte ich ziemlich früh, in der dritten oder vierten Klasse, aber nur aus Sicherheitsgründen. Damals wurde einem erklärt, wie sensibel so eine Telefonnummer ist! Mit meinen Freunden habe ich mich immer angeklingelt, um zu signalisieren, dass man aneinander denkt. Man durfte keinesfalls abheben, denn das war teuer! Meine Eltern hatten damals schon einen Rechner, den ich auch benutzt habe. Ich habe als Kind ein Magazin – „Bücherwurm“ – für meine hauseigene Bibliothek herausgegeben, das ich dort entworfen habe. Meine Mutter musste das immer fotokopieren (lacht). Meinen ersten eigenen Rechner hatte ich dann mit 13. Da habe angefangen, im Internet aktiv zu sein – das war vorher nur selten der Fall. Aber dann ging es los mit MySpace und Blogs. Damals habe ich die auch wirklich gelesen, heute gucke ich eher die Bilder an und durchforste schneller. Meinen zweiten Laptop, das MacBook, habe ich mir 2009 selbst gekauft und nutze ihn bis heute.

G Welche Geräte begleiten dich jeden Tag?

M Das iPhone und das MacBook. Ich habe zwar einen iPod, aber ich höre kaum Musik und nutze ihn deswegen nie.

G Was hat sich bei deiner Computernutzung heute im Vergleich zu damals verändert?

M Ich mache viel weniger! MySpace war damals ja dafür gedacht, neue Leute kennen zu lernen. Die Architektur ist heute in neuen Netzwerken ganz anders, das ist bei Facebook ja schon allein durch den Klarnamen nicht mehr so. Ich benutze es nur, um mit Leuten in Kontakt zu bleiben, die ich schon kenne. MySpace war also für neue Kontakte, Facebook war da, um dann in Kontakt zu bleiben. Und dadurch hat sich schon viel geändert: Bei MySpace habe ich mein Profil total gepflegt, mit rudimentärem HTML, und meine Über-Mich-Sektion ausgeschmückt, und so weiter. Ich hab das auch noch und gucke da manchmal gerne drauf. Irgendwie will ich die Seite nicht löschen.

G Wie viele Stunden verbringst du heutzutage am Rechner?

M Arbeitszeit mit eingerechnet, bestimmt zehn bis zwölf Stunden! Obwohl ... auch wenn ich nicht arbeite, bin ich am Rechner.

G Wie archivierst du Kulturgut? Analog oder digital?

M Ich archiviere generell total schlecht. Bücher muss ich immer haben, kaufe ich auch ständig, aus Papier. Musik besitze ich ziemlich wenig, noch ein paar CDs, aber auf iTunes habe ich nie etwas gekauft. Ich bin da echt ein Banause, der Spotify ohne Premium-Account nutzt und nur hin und wieder auf YouTube Musik hört. Fotos, na ja, „archivieren“ ist ein bisschen euphemistisch ausgedrückt. Aber das mache ich natürlich digital, und wenn es analoge Fotos gibt, scanne ich die meistens ein, wenn ich es schaffe. Oft bestelle ich einfach nur die Negative und scanne die dann.

G Wann macht es für mich Sinn, etwas in einem Netzwerk zu teilen, und wie suchst du das aus?

M Ich glaube, dass man „Sharing“ betreibt, um Anerkennung und Rückmeldung zu bekommen. Deswegen ist etwas für mich „sharingswürdig“, wenn es besonders interessant, innovativ oder underground und unbekannt ist. Manchmal auch emotionale Dinge, wie

Lieblingslieder, aber das mache ich ja dann eher, um es für mich nochmal zu erleben. Einfach, um sich auszudrücken und es los zu werden. Aber klar, ein bisschen Anerkennung und Rückmeldung will man schon, sonst würde ich es nicht posten.

G Welche Vor- und Nachteile bringt dir die Digitalisierung des Alltags?

M Eigentlich nur Vorteile, was erst mal total unkritisch klingt. Das liegt aber daran, dass ich das, was Nachteil sein könnte, einfach nicht zulasse. Theoretisch klingt das plausibel, aber als Nachteil macht sich auf jeden Fall bemerkbar, dass ich manchmal einfach viel Zeit durch das Internet verliere.

G Glaubst du, es ist von Vorteil, dass unser ganzes digitales Handeln protokolliert wird?

M Ich finde das prinzipiell gut. Es ist diese langweilige Standarddebatte: Cool, dass alles verfügbar ist, aber doof, dass es dadurch so viel Unsinn und Scheiß gibt. Ich habe da keine ganz fixe Meinung. Bei der Wikipedia gibt es ja beispielsweise auch die Inkludisten und die Exkludisten. Die einen sagen, es kann alles rein, und die anderen wollen stärker selektieren. Das Beste ist vermutlich der Mittelweg.

G Was würde es für dich bedeuten, wenn sämtliche digitale Speicher aufgelöst werden würden?

M Ich würde mich auflösen! (lacht) Ich bin mir sicher, das würde funktionieren. Wenn alle betroffen wären, wäre es ja in Ordnung. Manchmal denke ich mir: In den 20er Jahren muss es total cool gewesen sein; wie sie da alle im Caféhaus rumhingen um sich zu vernetzen. Der Kreis der Künstler war da zum Beispiel viel kleiner, weil man eben vor Ort aktiv sein musste. Das vermisse ich manchmal. Aber das gibt es vielleicht auch, wenn man sich Mühe gibt, im Internet.

G Ja, ich glaube auch, dass das eben nur durchs Internet so wertvoll geworden ist, dieses echte Treffen.

M Oh ja, stimmt. Sich immer anziehen zu müssen, um mit anderen zu reden, ist schon anstrengend (lacht).

G Wo fühlst du dich am Rechner eingeschränkt, und wo fühlst du dich befreit?

M Eingeschränkt fühle ich mich nur durch mein Unwissen, weil ich manches einfach nicht so umsetzen kann wie ich will. Und irgendwie durch dieses schlechte Gewissen, das ich manchmal habe, wenn ich das Internet nutze, weil es so viel Zeit frisst. Das ist ja aber nur eine psychologische Einschränkung meinerseits. Wobei das Problem natürlich ohne Technik gar nicht erst da wäre. Und befreit fühle ich mich dadurch, dass ich ganz einfach Kontakt mit Leuten haben kann, mit denen man sonst wenig Kontakt hätte oder an die ich mich sonst nicht heran trauen würde. Das würde man im echten Leben einfach nicht so offensiv machen.

G Wo empfindest du deine digitale Identität zerstreuter – am Rechner oder offline?

M Vermutlich schon im Offline-Leben. Ohne kann man das einfach besser kompensieren.

G Welche sozialen Netze nutzt du, und warum?

M Facebook nutze ich zur Kommunikation, und weil ich nichts verpassen will. Ein bisschen Voyeurismus spielt sicher auch mit rein. Tumblr habe ich mal genutzt, um irgendwie im Netz präsent zu sein. Irgendwie habe ich mich mit dem Blog aber nie so richtig positioniert – ich wusste nicht, ob es ein persönliches Blog oder ein Portfolio-Blog sein sollte, oder alles zusammen, und wegen dieser Inkonsequenz habe ich wieder aufgehört. Aber den Tumblr Newsfeed nutze ich noch. Ich träume davon, irgendwann mal Pinterest oder Gimmebar aktiv zu nutzen. Ansonsten nutze ich noch eine Evernote-Gruppe.

G Wie informierst du andere Leute über dein Leben?

- M** Wahrscheinlich erzähle ich es ihnen persönlich. Manchmal nutze ich auch WhatsApp. Das kommt dann auf den Gesprächspartner an, manche nutzen das auch gerne, manche wiederum gar nicht, und darauf stelle ich mich ein.
- G** Wie gehst du online mit deiner Privatsphäre um?
- M** Ich google mich öfter, um zu sehen, was da so los ist. Wenn ich da etwas finde, bereitet mir das eher ein ungutes Gefühl – ich bin da nie so richtig zufrieden mit. Ich finde es schön, persönlich repräsentiert zu sein, aber langfristig will ich damit irgendwie nicht in Verbindung gebracht werden. Was ich auch unbedingt brauche, ist ein gutes Internet-Alter Ego. Ein Nickname, bei dem für mir bekannte Personen kein Zweifel besteht, dass ich das bin, aber wo doch nicht jeder Fremde sofort weiß, dass das ich bin. Kleines_Bonbon_91, zum Beispiel (lacht).
- G** Inwiefern hat das Netzwerk dein Privat- und Berufsleben verbessert oder verschlechtert?
- M** Diese neuen Kontaktmöglichkeiten, wie schon erwähnt, finde ich gut. Es stiehlt mir aber eben, wie gesagt, auch viel Zeit.
- G** Wenn du dein Netzwerk in Gruppen einteilen müsstest, welche wären das?
- M** Gute Freunde, UdK, Rest. Ich habe auch eine „Ist total nervig!“-Gruppe. Eine Zeit lang hatte ich auch eine Gruppe an Leuten, für die ich gerne verfügbar war – die haben mich dann bei Facebook immer online gesehen.
- G** Wie kommunizierst du am liebsten?
- M** Am liebsten mit Sprache. Aber wenn ich Zeit brauche, um etwas rüber zu bringen, dann schreibe ich auch sehr gerne. Telefonieren ist für mich etwas sehr intimes, deswegen mache ich das auch extrem ungern. Das mache ich nur gerne mit wirklich engen Freunden, und ungern auf dem Handy, denn da ist die Qualität schlecht und ich habe immer das Gefühl, zu stören. In der U-Bahn zum Beispiel telefoniere ich gar nicht, das macht mich nervös.
- G** Wie würdest du deinen Schreibstil bezeichnen?
- M** Ich schreibe schon sehr ausführlich, und ich würde schon sagen dass ich in etwa so schreibe wie ich spreche. Ich benutze also keine Chatsprache oder so. Funktional schreibe ich nur, wenn wirklich keine Zeit da ist, aber eigentlich kann ich das nicht. Vor allem bei Leuten, die man nicht kennt, habe ich immer Angst, unfreundlich oder falsch aufgefasst zu werden.
- G** Nutzt du Videochats?
- M** Ich habe vielleicht zehn Mal in meinem Leben geskyped, aber nutze das maximal für die Arbeit oder solche Dinge.
- G** Wem willst du in sozialen Netzwerken imponieren?
- M** Allen! Also allen, von denen ich wirklich was halte.
- G** Welche Inhalte von dir müsstest du im Internet finden, die du löschen lassen würdest?
- M** Nacktbilder! (lacht) Außerdem sehr gefühlsduselige Sachen, und mittlerweile alles, was irgendwie anrühig oder unseriös ist – Partyfotos etwa. Alles, was mich nicht neutral oder positiv darstellt.
- G** Hattest schon mal ein Date oder eine Verabredung aus dem Internet? Wie war das das erste Mal?
- M** Für mich ist das mittlerweile gar nicht mehr so normal. Damals auf MySpace war das allerdings schon plausibel, dass man sich, wenn man sich sehr gut kennen gelernt hatte, auch mal getroffen hat. Das habe ich zweimal gemacht, und einmal zufällig. Diese Situation war komisch, denn wir haben so getan, als würden wir uns nicht kennen. Später haben wir online

festgestellt, dass wir uns ignoriert hatten, und uns dann nochmal wirklich getroffen. Meinen allerbesten Freund habe ich auch damals auf MySpace kennen gelernt.

G Fühlst dich sicher, wenn du am Computer oder am Handy kommunizierst?

M Ja!

G Gibt es etwas von dir, von dem du weißt, das es online ist, das aber niemand sehen sollte?

M Ich hoffe nicht!

G Welche Suchmaschinen benutzt du?

M Meistens nutze ich Google, versuche mir aber gerade anzugewöhnen, duckduckgo zu verwenden, aus Datenschutzgründen.

G Neulich hast du erwähnt, dass du Ghostery verwendest, warum?

M Ich wollte erst mal wissen, was denn überhaupt beim Browsen getrackt wird. Außerdem will ich nicht, dass Google Analytics so viel sammelt. Außerdem will ich einfach anonym sein. Gleichzeitig ärgert es mich natürlich, dass Leute auch verdeckt auf meiner Seite sind und ich ihren Besuch nicht nachvollziehen kann. Es ist aber ja eine Minderheit, die das Programm benutzt.

G Wie findest du die Personalisierung, die Facebook und Google verwenden?

M Das finde ich in der Tat befremdlich und gruselig. Es hat für mich einfach keinen Mehrwert – Ich glaube nicht, dass ich so durchschaubar bin, als dass es mir das Leben besser oder leichter machen könnte. Wenn ich was suchen will, suche ich eben das, und falle nicht auf Werbung an der Seite herein. Der direkte Optimierungseffekt bleibt irgendwie aus.

G Was schätzt du an der Anonymität im Internet, und was gefällt dir daran nicht?

M Schätzen tue ich eben die Anonymität – wirklich aktiv nutzen tue ich die aber eigentlich auch nicht. Man ist beim Surfen ja schon generell anonym. Na ja, und diese Anonymität gibt eben auch Raum für Böses, aber das ist irgendwie ziemlich weit weg von mir.

G Wie findest du die zunehmende Smartness der Computer?

M Ich bin mir unschlüssig – bei solchen Fragen komme ich mir sehr unkritisch vor. Manchmal finde ich es einfach sehr albern. Es hat etwas groteskes. Aber es ist so: Wenn es eine Optimierung ist, nutze ich sie, wenn es ein Hassle ist – aufgrund mangelnder Technik oder seltsamer Usability – dann lasse ich einfach nicht zu, dass es in mein Leben kommt. Siri zum Beispiel nutze ich einfach nicht. Ein anderes Beispiel wäre Wunderlist – ein Freund von mir will das immer intensiv mit mir nutzen, aber mir ist das zu anstrengend. Es macht mein Leben komplizierter, so optimiert zu sein. Clear im Gegenzug ist eine angenehme App, weil die so intuitiv und simple ist – viel natürlicher als Wunderlist.

Berlin, am 11. Dezember 2012.

Dominic

G Beschreib dich doch bitte kurz – Wie heißt du, wie alt bist du, wo kommst du her, und was machst du?

D Ich heiße Dominic, bin 26, wohne seit 6 Jahren in Berlin und komme ursprünglich aus Ingolstadt. Ich arbeite für ein hiesiges Filmfestival und engagiere mich für den deutschen Jugendschutz.

G Kannst du dich noch an deine erste E-Mail-Adresse erinnern?

D Ja, kann ich! dr_prosecco@t-online.de (lacht). dr.prosecco war leider vergeben.

G In welchem Rahmen hast du das Internet zum erste Mal genutzt?

D Ich glaube, das erste Mal im Internet war ich bei einem Kumpel von mir, damals in der 6. Klasse, in einem Chatroom. Man musste sich einen der Avatare aussuchen – nur Smileys in verschiedenen Farben. Man konnte durch verschiedene Chatrooms wandern, und aus den Smileys kamen Sprechblasen. Das war mein erstes Mal im Internet.

G Mit welchen Nicknames hast du das erste Mal digital kommuniziert? Welche hast du heute noch?

D Den einen habe ich seit der 10. Klasse. Den habe ich auch immer zum Counter Strike spielen benutzt, und zwar mulucirruc. Das ist einfach zu erklären: Mein Banknachbar hat damals während einer Englischhausaufgabe das Wort „Curriculum“ zum Spaß rückwärts gelesen. Und das wurde dann mein Nickname. Neben dem gab es nur noch AndyKaufman. Ich war aber generell wenig auf Portalen unterwegs, auf denen man Nicknames verwendet hat.

G Besitzt du irgendwo Zweitprofile?

D Nein.

G Kannst du dich selbst mit fünf Worten beschreiben?

D Oh Gott! Ich versuche immer, mein Selbstbild und mein Fremdbild sehr kongruent zu halten. Gerade deswegen kann ich dir keine Antwort auf die Frage geben, weil ich zu viel Angst hätte, dass meine Beschreibung zu sehr von der anderer Leute abweicht.

G Woran denkst du als erstes, wenn du an „Digitale Identität“ denkst?

D Facebook!

G Wie versuchst du, das Bild, das du von dir hast, ins Internet zu übertragen? Versuchst du das überhaupt?

D Ja, (zögert) ja. Das versuchst doch jeder, deswegen ist man ja dort angemeldet, oder?

G Na ja, manche versuchen ja auch jemand ganz anderes zu sein.

D Das stimmt. Das ist vielleicht eine Sehnsucht, die jeder ein bisschen ausleben möchte – die virtuelle Realität nutzen, um mal jemand anderes zu sein. Aber ich mache das nicht über soziale Netzwerke, sondern projiziere das eher in die Videospiele-Welt.

G Das ist ja im Grunde auch ein soziales Netz. Wobei das natürlich eher dafür gemacht ist, nicht man selbst zu sein. Alles klar! Würdest du deine Offline-Identität als EINE Identität beschreiben?

D Ich glaube, ich bin kein so guter Schauspieler, deswegen ist das nur eine Identität.

G Welche Vorteile bringt dir das Internet in Sachen Selbstentfaltung?

D Keinen, den mir die Realität nicht auch bringen würde.

G Hast du manchmal das Gefühl, dass du dich durch digitale Medien besser ausdrücken kannst?

D Na ja, ein Medium ist ja generell ein Weg der Kommunikation. Ich würde nicht sagen, dass das Internet einen so speziellen Flair hat, als dass ich mich damit besser ausdrücken könnte als beispielsweise mit Papier und Stift. Ob das eine Statusmeldung ist, eine SMS, oder ein bedrucktes T-Shirt, kommt das doch aufs Gleiche raus. Das Internet ist in der Hinsicht nicht speziell.

G Was ist für dich das Haupttool, um dich online verfügbar zu machen?

D Das bleibt mein Laptop. Weder das Smartphone noch das Tablet nutze ich so sehr für Online-Angelegenheiten.

G Wenn du eine Eigenschaft an dir suchst, die du erst durch das Internet bekommen hast, welche wäre das?

D Abhängigkeit vom Internet!

G Nutzt du den Computer, um deinen Alltag zu reflektieren?

D Nein, gar nicht. Zu Anfangszeiten, als es noch keine Möglichkeiten gegeben hat, Dinge so zu teilen, habe ich alltägliche Dinge aufgeschrieben – Reisen, Erlebnisse mit Freunden – und dieses Dokument hieß „Chronik“. Witzig, dass Facebook den gleichen Namen für seinen Dienst benutzt. Allerdings war diese Datei nur für mich. Neulich habe ich mit zwei Freunden mal wieder in diesen Texten gestöbert und mich herrlich amüsiert. Da habe ich echt nur Dinge reingeschrieben, die ich niemandem erzählen würde.

G Wo fühlst du dich online bzw. offline am wahrhaftigsten repräsentiert?

D Offline unter meinen Freunden. Bei Facebook habe ich meine Freunde nicht in Gruppen unterteilt, deswegen habe ich eigentlich nur eine Möglichkeit, mich zu repräsentieren – und die kommt ungefiltert bei jedem gleich an.

G Welche Technologie begeistert dich?

D Mobile Technologie!

G Und welche Technologie macht dir Angst?

D Die Undurchschaubarkeit seines eigenen Handelns macht mir Angst. Das, was die Technologie mit dem machen kann, was Nutzer unüberlegt tun – beispielsweise Nacktbilder durchs Internet schicken. Es gibt diesen einen Typen – the most hated guy on the Internet – hatte mal eine Seite, auf dem man ihm peinliche Nacktfotos seiner Ex-Partner schicken konnte, und er hat die dann veröffentlicht. Alles kann eben mal gegen einen verwendet werden. Deswegen ist die größte Errungenschaft des Internets auch gleichzeitig die gruseligste Eigenschaft des Internets: die Ewigkeit.

G Kannst du mir eine grobe Laufbahn deiner Digitalität geben?

D Meinen ersten Rechner habe ich zu meinem zehnten Geburtstag bekommen – einen 386er Intel. Der hatte aber nur Windows 3.1 – an den Internet Explorer war noch nicht zu denken. Mein erstes richtiges Kommunikationsgerät war mein Handy – Nokia 5110 – was ich in der siebten Klasse bekommen habe. Kurz darauf, Anfang 2000, habe ich dann einen neuen Computer mit Internetanschluss bekommen. Ich war der Einzige in meiner Familie, der einen Computer hatte. Mein erstes Smartphone hatte ich in 2008, ein iPhone 3G, und alle Menschen haben mich total entgeistert angeguckt. Ich war einer der ersten, die das hatten.

G Welche digitalen Geräte begleiten dich jeden Tag?

D Puh, viele! Smartphone, Laptop, PlayStation, xBox, und ein Nintendo DS.

G Was hat sich verändert bei der Computernutzung, damals versus heute?

D Alles ist online! Es gibt überhaupt keinen Moment mehr, in dem ich nicht mit dem Internet verbunden bin. Das geht ja mittlerweile auch total schwer, außer man hat gerade kein

Netz. Wenn man sich für Apple Produkte entscheidet, kann man ja nicht mal mehr sein Betriebssystem ohne Netz installieren. Bei Computerspielen war das auch manchmal so.

G Kannst du sagen, wie viele Stunden du jeden Tag am Rechner sitzt?

D Vier bis sechs Stunden.

G Wie archivierst und konsumierst du Kulturgut?

D Gerade bei Büchern bin ich ein Klassik-Fan – ich habe noch nie ein eBook runtergeladen, und würde mir niemals ein Kindle kaufen. Ich bin großer Film- und Musikfan, und mit Musik bin ich sehr schnell auf Digital umgestiegen. Das passierte mit dem Kauf meines ersten mp3-Sticks – 128MB! Das war vermutlich so 2002, 2003. Damals war ich viel auf FileSharing-Plattformen aktiv – Napster und KazaA – und habe mir eine riesige Musiksammlung erstellt. Damals war das weder legal noch illegal. Es wäre der größte Horror für mich, die jemals zu verlieren. Witziger Weise nutze ich auch den Premium-Dienst von Spotify, denn ich höre gerne in Musik rein, bevor ich sie kaufe. Aber generell besitze ich lieber.

G Wann macht es für dich Sinn, etwas online zu teilen?

D Wenn ich mich selber über etwas amüsiere.

G Welche Vorteile bringt dir die Digitalisierung des Alltags, und welche Nachteile?

D Wie vorhin schon erwähnt, ist es Vor- und Nachteil zugleich, dass alles für immer vorhanden und abrufbar ist.

G Was würde es für dich bedeuten, wenn alle digitalen Speicher und Netze aufgelöst werden würden?

D Dann würde ich einfach auf meine DVD-Sammlung zurück greifen (lacht).

G Wo fühlst du dich am Rechner eingeschränkt, und wo befreit?

D Die geschlossenen Systeme der Geräte, zum Beispiel Apple, sind schon einschränkend. Aber es gibt genügend Anbieter auf dem Markt, und man hat die freie Wahl. Man weiß worauf man sich einlässt. Einschränkend finde ich aber vor allem die Tatsache, dass bei digitaler Kommunikation viel missinterpretiert wird. Ich habe Freunde, bei denen ich merke, dass sie viel lieber in Schriftform kommunizieren, und mich stört das, weil ich dabei einfach 95 Prozent des Gesprächs aufgrund fehlender Körpersprache oder Stimme nicht erfassen kann. Emoji-Icons machen das auch nicht wieder gut.

G Wo fühlst du dich in deiner Identität zerstreuter – online oder offline?

D Im Sinne von „weniger klarkommen“? Definitiv offline. Das findet 24 Stunden am Tag statt, und jeder kleinste Atemzug wirkt sich auf das Gesamtbild eines Tages aus. Online habe ich die komplette Kontrolle über alles, was nach außen gelangt. Deswegen bin ich da gar nicht zerstreut, sondern sehr kanalisiert.

G Kannst du zusammen fassen, welche sozialen Netze du nutzt?

D Gar nicht so viele: Facebook ist die Nummer eins, Skype, Romeo und Reddit. Auf dem Handy habe ich WhatsApp, aber das nutze ich gar nicht so intensiv.

G Wie informierst du andere über dein Leben?

D Hm, vermutlich, in dem ich mit ihnen telefoniere oder mich mit ihnen treffe. Ich bin kein motivierter Status-Updater. Facebook nutze ich nur, wenn ich etwas amüsantes sehe und ich weiß, dass ich das auch in einer Runde erzählen würde. Nur wenn ich es schriftlich so rüberbringen kann wie mündlich, poste ich es auch.

G Wie gehst du in den Netzen mit deiner Privatsphäre um?

- D** Ich stelle nichts intimes online, was mich verletzlich machen würde, auf keinen Fall. Ansonsten nutze ich die Privatsphäre-Einstellungen der privaten Netze relativ wenig. Ich stelle ja von vornherein nichts online, was nur einer ganz bestimmten Gruppe sichtbar sein sollte.
- G** Inwiefern hat das digitale Netzwerk dein Privat- und Berufsleben verändert?
- D** So richtig geil geworden ist dadurch nichts. Das einzige, was soziale Netzwerke verbessern, sind oberflächliche Kontakte. Wirkliche Freundschaften habe ich dadurch noch nicht gewonnen. Man kann Plattformen wie LinkedIn oder Xing bestimmt gut für berufliche Kontakte nutzen, aber ich persönlich nutze das nicht. Wenn ich mich geschäftlich vernetzen will, mache ich das auf Veranstaltungen.
- G** Wie kommunizierst du am liebsten – in Wort, Bild, Schrift, etc.?
- D** Definitiv durch Sprache – sowohl face to face, als auch via Skype oder Telefon. Sprache ziehe ich immer vor.
- G** Wie würdest du deine schriftliche Kommunikation beschreiben?
- D** Kommt drauf an, in welcher Stimmung ich bin und mit wem ich kommuniziere. Wenn ich gerade keine Zeit oder Lust habe, kommuniziere ich sehr funktional. Ansonsten machen ich mir schon relativ viele Gedanken über das, was ich schreibe, und habe mittlerweile auch meinen eigenen Schreibstil entwickelt. Der ist allerdings nicht identisch mit meinem Sprachstil.
- G** Nutzt du denn gerne Videochats?
- D** Ja.
- G** Wem willst du in sozialen Netzwerken imponieren?
- D** Imponieren?! Niemandem. Warum sollte ich denn imponieren wollen? Imponieren liegt für mich sehr nahe bei Angeberei, und ein soziales Netzwerk ist, wie auch in der Realität, kein guter Ort um anzugeben. Denn Leute, die angeben, sind nicht gerne gesehen. Klar versucht man immer, sich ein bisschen selbst zu pushen – man freut sich ja zum Beispiel immer über Likes, die man bekommt, aber imponieren kann man ja durch Leistung, und in sozialen Netzwerken kann man keine Leistung bringen.
- G** Welche Fotos oder Inhalte über dich müsstest du im Internet finden, die du auf jeden Fall löschen lassen würdest?
- D** Sextapes! Und Dialoge, die festgehalten, aber aus dem Kontext gezogen sind. Beispielsweise ein WhatsApp Chat, der in der jeweiligen Situation womöglich kritisch war und zwei Jahre danach gesehen rufschädigend sein könnte. Ohne den Kontext wird der Dialog einfach falsch.
- G** Hattest du schon mal ein Date oder eine Verabredung übers Internet? Wie war das beim ersten Mal?
- D** Oh Gott! Das erste Mal ... das ist bei mir schon echt lange her. Ich war vielleicht 15 oder 16. Es war auf jeden Fall ein Date, denn ich habe mich noch mit keinem Mädchen übers Internet verabredet – denn ich habe einen guten Freundeskreis. Wenn ich mich mit jemandem aus dem Internet getroffen habe, dann aus einem bestimmten Grund – immer in Form von Dates, was anderes war nicht nötig.
- G** Der letzte Teil beschäftigt sich mit Privatsphäre. Fühlst du dich sicher, wenn du deine technischen Geräte nutzt?
- D** Ja, sonst würde ich sie nicht benutzen.
- G** Gibt es etwas, von dem du weißt, dass es irgendwo im Netz liegt, das aber niemand sehen sollte?

D Wenn es niemand hätte sehen sollen, hätte ich es nicht hochgeladen. Vielleicht gibt es irgendwelche Sachen von mir, von denen ich gar nicht weiß dass sie existieren. Aber mir fällt nichts konkretes ein.

G Wie benutzt du Suchmaschinen?

D Ich nutze die bequemste: Ich browse mir Chrome, deswegen Google. Da ich auch der einzige bin, der meinen Rechner benutzt, mache ich mir kaum Gedanken über Spuren und Suchverläufe. Das kann auch zu peinlichen Situationen führen, aber über die lacht man dann eben.

G Wie findest du, dass Google und Facebook Ergebnisse personalisieren?

D Ich verstehe durchaus den Aufschrei dahinter. Andererseits finde ich das persönlich gar nicht so relevant – was soll Google denn mit der Information, dass ich letzte Woche auf der Suche nach einer Fußmatte für meine Haustüre war? Wenn ich mal nach irgendeinem Pornostar suche, darf Google auch ruhig wissen, dass ich schwul bin, was soll's. Wenn ich ein Lied höre, darf Google wissen, dass ich das toll finde. Die werten so viele Profile aus, das muss zwangsweise in einem Brei untergehen. Personalisierte Werbung finde ich zwar momentan noch nervig, weil es so primitiv geschieht – Banner sind für mich ein totales Auslaufmodell. Aber die Möglichkeit der personalisierten Werbung und Augmented Reality ist ja gar nicht so schlecht. Solange man eben den Einfluss darauf hat, ob man sie bekommen möchte oder nicht. Manchmal ist das gar nicht schlecht, dafür ist Werbung ja auch da. bei Spotify werden mir Künstler empfohlen, die ich aufgrund meiner schon gehörten Musik gut finden könnte – das macht doch Sinn.

G Nutzt du die Anonymität, die man im Internet haben kann? Und macht sie dir manchmal Angst?

D Ja, ich nutze sie. Direkt Angst macht sie mir nicht, mir macht eher Angst, zu was einem die Anonymität treiben kann. Manchmal muss man sich echt zusammen reißen, wenn man beispielsweise in emotionalen Extremsituationen ist und kurz davor ist, etwas gemeines oder unüberlegtes zu tun. Das macht mir mehr Angst als die Anonymität generell. Ich würde auch niemanden zwingen, bei Facebook seinen echten Namen anzugeben – das mache ich auch nicht.

G Hast du eine Meinung zur zunehmenden „Smartness“ der Technik?

D „Smartness“?! Ich kenne kein Gerät, das smart ist. Für mich ist das alles nur Technik. Das Ding macht im besten Fall, was ich ihm sage, und denkt nicht für mich mit. Wenn ein Gerät schon tut, was soll soll, bevor ich das tue, finde ich das aber prinzipiell gut. Warum auch nicht?! Ich finde es gut, wenn das Gerät ein Bild von mir zeichnet, durch Beobachtung, und danach arbeitet.

Berlin, am 14. Dezember 2012.

Jan-Christopher

G Beschreib dich doch bitte kurz – Wie heißt du, wie alt bist du, wo kommst du her, und was machst du?

JG Ich heiße Jan-Christopher, bin 22 Jahre alt, studiere Informatik und komme ursprünglich nicht aus Berlin, sondern aus dem Norden Deutschlands.

G Kannst du dich noch an deine erste E-Mail-Adresse erinnern?

JG Ja, das ist sie, die ich auch noch heute habe: jan_*@gmx.de. Ich hatte, glaube ich, nie eine alberne Adresse, teddybär39, oder so.

G In welchem Rahmen hast du das Internet zum erste Mal genutzt?

JG Bei uns in der Schulbücherei gab es zwei Computer, für die man sich für jeweils 30 Minuten eintragen konnte. Nach Schulschluss hatten ich und mein Kumpel immer eine halbe Stunde Zeit und haben dort dann das Internet genutzt – gechattet zum Beispiel.

G Kannst du dich da noch an deinen Nickname erinnern?

JG Nein, leider nicht (lacht).

G Welche Nicknames hast oder hattest du bisher?

JG Ich war nie so kreativ was das angeht. Das sieht man ja auch an meiner E-Mail-Adresse. Momentan nenne ich mich manchmal jesse.peng. ich habe mich auch mal himmeleismann genannt – wie auch immer ich darauf gekommen bin. Ich habe auch mal versucht, etwas aus „Jay-Z“ zu machen, JACZ. Aber das machte irgendwie überhaupt keinen Sinn.

G Besitzt du irgendwo Zweitprofile?

JG Ich hatte mal bei GR zwei Profile, aber mittlerweile habe ich keins mehr.

G Kannst du dich selbst mit fünf Worten beschreiben?

JG Ich bin auf jeden Fall ein bisschen nerdig. Ich kann aber auch gut zuhören, und ich bin neugierig. Manchmal bin ich auch egoistisch, aber meistens versuche ich das zu verstecken. Ich hoffe, dass ich das auch meistens schaffe (lacht).

G Wenn du den Begriff „Digitale Identität“ hörst, woran denkst du?

JG An ein Abbild seiner selbst im Internet. Wie man sich da findet und gegenseitig findet.

G Versuchst du, die gerade von dir genannten persönlichen Eigenschaften auf dein Onlinebild zu übertragen? Oder formst du dieses Bild in einer ganz bestimmte Richtung?

JG Na ja, Egoismus zum Beispiel versuche ich natürlich nicht, in mein Onlinebild zu übertragen. Man versucht sich schon positiv darzustellen, und man freut sich bei Facebook beispielsweise ja auch über Reaktionen auf Statusmeldungen.

G Würdest du deine Offline-Identität als eine einzige Identität beschreiben.

JG Ich kann mich nicht so gut verstellen. Meistens bin ich einfach der Mensch der ich bin.

G Und wie ist das bei deinen digitalen Identitäten?

JG Na, da ist das ja nicht so schwierig, sich zu verstellen. In gewisser Hinsicht mache ich das da auch.

G Welche Vorteile bringt dir das Internet in Sachen Selbstentfaltung?

JG Man kann jetzt natürlich Standardantworten wie „Anonymität“ aufführen. Bei Facebook nutze ich die aber beispielsweise gar nicht. Bei GayRomeo ist das schon anders: Da ist man erst mal reduziert auf Bilder, einen kurzen Text irgendwelche Statistiken oder Einschätzungen. Irgendwie ist das bescheuert und kein direkter Vorteil für mich. Es reduziert einen auf so wenige konkrete Punkte, die gar nicht wichtig für mich sind. Es wäre doch spannender, wenn man nicht gleich alles wüsste.

- G** Hast du manchmal das Gefühl, dass du dich durch digitale Medien besser ausdrücken kannst?
- JG** Ja. Manchmal passiert es mir, dass ich unüberlegt sage, was ich denke. Das ist nicht immer gut. Bei einer E-Mail hat man eher die Möglichkeit, darüber nachzudenken. Trotzdem ist es natürlich sehr direkt – sobald man es abschickt, ist es da. Aber generell ist man vielleicht etwas reflektierter beim Schreiben.
- G** Was ist für dich das Haupttool, um dich online verfügbar zu machen?
- JG** (zögert) Mein Telefon? Nicht unbedingt, nein. Vielleicht mein Handy, in Kombination mit Facebook und WhatsApp.
- G** Wenn du eine Eigenschaft an dir suchst, die du erst durch das Internet bekommen hast, welche wäre das?
- JG** Ich wurde zum glasklaren Bürger (lacht)! Nein – ich hätte es zum Beispiel nie für möglich gehalten, dass es mir so Spaß machen würde, mich mit so vielen fremden Leuten zu treffen, die ich durchs Internet kennen gelernt habe. Das ist ja etwas, was vorher, ohne Internet, gar nicht möglich gewesen wäre. In einer Bar oder bei einer größeren Menschenmenge wäre ich zu schüchtern, wildfremde Leute anzusprechen.
- G** Nutzt du den Computer, um deinen Alltag zu reflektieren?
- JG** Nein, eher nicht. Ich habe öfter darüber nachgedacht, aber irgendwie nie verwirklicht. Auch Lebensereignisse auf Facebook verwalte ich nicht.
- G** Wo fühlst du dich online bzw. offline am wahrhaftigsten repräsentiert?
- JG** Wahrscheinlich schon bei Facebook – da habe ich ja zum Beispiel auch recht viele Fotos. Offline vermutlich dann unter meinen engen Freunden.
- G** Welche Technologie begeistert dich?
- JG** Die Vernetzung von allem – Alles ist mit allem und jeder ist mit jedem verbunden. Das interessiert mich, weniger von der technologischen Seite, als vielmehr von der Auswirkungsseite.
- G** Gibt es auch Technologie, die dir Angst macht?
- JG** Nein, nicht direkt. Ich finde es gruselig, wenn Leute mit Technik irgendwelche Skulpturen bauen, aber das ist ja nicht direkt eine Technologie selbst. Technologie an sich macht mir keine Angst.
- G** Seit wann benutzt du das Internet?
- JG** Hm, wie alt war ich damals? Es muss in der 5. oder 6. Klasse gewesen sein, als wir noch kein Internet zu Hause hatten.
- G** Kannst du mir eine grobe Laufbahn deiner Digitalität geben?
- JG** Es begann damit, dass mein Vater ganz früher einen sehr alten Macintosh mit Schwarz-Weiß-Bildschirm hatte. Auf dem habe ich die ersten Computerspiele gespielt. Als das wegen der fehlenden Farben nicht mehr ging, habe ich dann irgendwann einen eigenen Rechner bekommen. MySpace war mein erstes soziales Netz, und da ich während der Schule mal in den USA war, war ich auch früh bei Facebook. Dabba habe ich auch mit 15 oder 16 genutzt. Mein erstes Handy hatte ich in der 5. Klasse aus Sicherheitsgründen und weil meine Mutter Schicht gearbeitet hatte. Das erste Smartphone habe ich erst vor etwa drei Jahren, 2009, gekauft.
- G** Welche digitalen Geräte begleiten dich jeden Tag?
- JG** Mein Smartphone, und, wenn ich ihn nicht verloren hätte, auch mein iPod. Zur Uni nehme ich auch fast immer meinen Laptop mit.
- G** Was hat sich verändert bei der Computernutzung, damals versus heute?

JG Früher habe ich viel gespielt, aber auch schon viel programmiert. Wir haben mal eine Art Trojaner entwickelt, das wir in einem anderen Programm versteckt haben. Der hat aber nur eine Fehlermeldung produziert – das war also nichts kriminelles oder so. Er beinhaltete aber sogar eine Update-Routine, war also schon ziemlich advanced.

G Wie viele Stunden sitzt du jeden Tag am Rechner?

JG Viele! Kommt drauf an; acht in etwa.

G Wie archivierst und konsumierst du Kulturgut – Musik, Bücher, Filme?

JG Musik und Filme habe ich wenig analog. Bücher lese ich nur analog, aber ich lese nicht so viel. Musik streame ich auch oft, aber generell speichere ich sie auf meiner Festplatte.

G Wann macht es für dich Sinn, etwas online zu teilen?

JG Das ist unterschiedlich: Wenn etwas lustig oder spannend oder zeigenswert ist, mache ich esv. Auch manchmal wichtige Neuigkeiten. Oder wenn ich etwas unternehmen will, teile ich es mit vielen Leuten, um auch die zu erreichen, die ich vielleicht nicht direkt fragen würde.

G Welche Vorteile bringt dir die Digitalisierung des Alltags, und welche Nachteile?

JG Alles ist viel unmittelbarer, das ist Vor- und Nachteil. Man kann sehr einfach ganz viele Menschen erreichen. Andererseits verliert man durch die Digitalisierung die Möglichkeit, abzuschalten – durch die Smartphones ist das noch schwieriger geworden. Man muss viel bewusster sagen, dass man nicht gestört werden will.

G Glaubst du, dass es von Vorteil ist, dass alles, was wir digital machen, protokolliert wird? Findest du das gut oder schlecht?

JG (zögert) Weder noch! Ich finde das nicht schrecklich, denn es stimmt einfach nicht, dass das Internet nichts vergisst. Vieles kommt einfach nicht wieder und verschwindet. Klar, irgendwie ist es gruselig, dass Facebook und Google ein Profil von dir erstellen, aber das ist früher, wenn man beim Otto Versandhaus bestellt hat, doch auch schon passiert. Jetzt verbindet man eben eine reale Person damit. Ich bin da nicht so kritisch. Einer meiner Dozenten hat ein Browser Add On, um alle Trackings zu blockieren. Gleichzeitig nutzt er Google Docs für all seine Dokumente – das macht für mich keinen Sinn.

G Gibt es etwas, das dich am Rechner einschränkt?

JG Ich fühle mich manchmal eingeschränkt oder eher überfordert von der Flut von Informationen, die einen durchs Internet erreichen. Manchmal ist mein RSS-Reader so voll, dass ich einfach gar nichts darin lese.

G Und gibt es etwas, bei dem du dich durch den Computer befreit fühlst?

JG Na ja, mein Coming Out hat es in gewisser Weise einfacher gemacht, weil man einfach die Möglichkeit hatte, mit vielen gleichgesinnten Personen zu sprechen.

G Wo fühlst du dich in deiner Identität zerstreuter – online oder offline?

JG Im Internet, würde ich sagen. Da können nie alle Seiten von mir herauskommen. Offline, im hier und jetzt, kann ich ja nur ich sein. Im Internet kann man eine bestimmte Sache zurück halten.

G Welche sozialen Netze nutzt du?

JG Facebook, GayRomeo, aber das nutze ich momentan nicht, und WhatsApp. Skype eher wenig.

G Wie informierst du andere Leute über dein Leben?

JG In dem ich es ihnen schreibe oder ihnen persönlich erzähle?

G Wie gehst du online mit deiner Privatsphäre um?

JC Ich würde beispielsweise nicht meine Adresse bei Facebook angeben. Generell teile ich auch wenig meine Standorte bei Facebook oder WhatsApp. Interessant wiederum finde ich Google Latitude: Adroid Handys speichern ja, wie alle Smartphones, ununterbrochen den Standort. So kann ich mir ganz einfach anzeigen lassen, wann ich wo war – das ist ganz interessant und lustig. Aber ich könnte es auch komplett ausschalten, das finde ich gut.

G Inwiefern hat das digitale Netzwerk dein Privats- und Berufsleben verändert?

JC Mit meinem Berufsleben hat es, glaube ich, nicht viel angerichtet. Weder positiv noch negativ. Wenn mich Arbeitgeber auf Facebook suchen, sehen sie ja erst mal nichts. Ich beobachte via yasnı, was man so über mich im Internet findet – da kommen aber nur Themen aus dem Bahn-Nerd-Forum, das ist nicht so schlimm (lacht).

G Hast du deine Facebook-Kontakte in Gruppen unterteilt? Wenn ja, in welche?

JC Ja, das habe ich. Ich kategorisierte früher nach Ort, aber das macht mittlerweile weniger Sinn. Jetzt habe ich eine Gruppe, die viel sehen darf, eine, die weniger sehen darf, und eine, die fast gar nichts sehen darf. Kollegen, die ich kaum kenne, kommen in eine der letzteren Listen.

G Man würde dich also schon gut kennen lernen, wenn man alles einsehen könnte?

JC Ja, vor allem durch die Fotos, vermutlich.

G wie kommunizierst du am liebsten?

JC Ich habe zwar kaum Freunde, die gern telefonieren, aber ich mag das. Generell kommuniziere ich am liebsten über Sprache und direkt.

G Und bei digitaler Kommunikation, wie ist da beispielsweise dein Schreibstil?

JC Ich schreibe alles klein, und versuche auf Rechtschreibung zu achten. Meine schriftliche Kommunikation ist etwas reduzierter als meine Sprache.

G Benutzt du Videochats?

JC Höchst selten. Ich brauche es so gut wie nie. Die meisten meiner Freunde sehe ich auch so. Wenn Menschen weit weg sind, fehlt mir trotzdem irgendwie der Grund, die via Video zu sehen.

G Wem willst du in sozialen Netzwerken imponieren?

JC So doll will ich in sozialen Netzwerken nicht imponieren.

G Welche Fotos oder Inhalte über dich müsstest du im Internet finden, die du auf jeden Fall löschen lassen würdest?

JC Nackt- und Sexfotos von mir würde ich auf jeden Fall löschen lassen. Es kommt drauf an, wie öffentlich die zugänglich sind. Wenn es beispielsweise um ein Foto ginge, auf dem ich Drogen nehme, dürfte das ein kleiner Kreis an Leuten durchaus sehen, solange ich das kontrollieren kann.

G Hattest du schon mal ein Date oder eine Verabredung übers Internet? Wie war das beim ersten Mal?

JC Das erste Mal war ziemlich merkwürdig. Ich habe mich mit jemandem getroffen, mit dem ich ganz viel geschattet hatte. 16 war ich damals. Es war komisch, was da allein über dieses Schreiben entstanden ist. Weil man noch so unerfahren war, dachte man, man hätte sich verliebt – nur übers Schreiben – obwohl man die Person noch nie gesehen hat. Das Treffen und alles war auch extrem schön, aber doch irgendwie etwas komplett anderes, und recht schnell wieder vorbei.

G Fühlst du dich sicher, wenn du durch den Computer kommunizierst?

JC Ja.

G Gibt es etwas, von dem du weißt, dass es irgendwo im Netz liegt, das aber niemand sehen sollte?

JG Ja, davon weiß ich. Keine Chatverläufe, aber es gibt durchaus etwas.

G Wie benutzt du Suchmaschinen?

JG Ich nutze Google, und manchmal Duckduckgo. Das frustriert mich aber meistens. Bei Google suche ich ganz normal, mit eingeloggtem Profil.

G Das heißt, dich stört nicht, dass alles aufgezeichnet wird?

JG Ich finde das manchmal gar nicht schlimm, denn manchmal ist es praktisch, seinen Suchverlauf ein zweites Mal zu nutzen oder nachzuvollziehen. Personalisierung stört mich prinzipiell auch nicht – kommt auf die Suchen an. Bei sachlichen Suchbegriffen ist es okay, denn dann weiß Google eben, was mich interessiert. Kritisch wird es eben bei Nachrichten oder Meinungen, wo man objektive Ergebnisse erwartet. Aber auch da hat es mich irgendwie noch nie gestört. Ich finde diese Panikmache mit der Personalisierung albern: Google macht das ja nicht, um uns verarschen, sondern um uns von ihrer Seite zu überzeugen. Duckduckgo priorisiert Ergebnisse ja auch nach gewissen Kriterien, und oft macht es doch mehr Sinn, personalisiert zu priorisieren.

G Gibt es etwas, was du an der Anonymität im Internet schätzt, oder etwas, das dich daran stört?

JG (zögert) Ich nutze die Anonymität nicht so viel. Ich habe das mal gemacht, als ich ein zweites GR-Profil hatte, und da konnte man sich schon als komplett andere Person darstellen. Das habe ich aber ja nicht mehr. Durch das Verschmelzen heutzutage geht diese Anonymität ja auch verloren – heute ärgert man sich ja schon, wenn der Klarname bei der Registrierung schon vergeben ist.

G Wie findest du, dass Technologie immer „smarter“ wird?

JG „Smart“ – wie ich diesen Begriff hasse (lacht)! Ich finde das ja nicht schlecht. Was wäre auch die andere Option?! Wenn alles immer unpersonalisierter wird, ist das nicht total unpraktisch? Ist doch cool, wenn mein Kühlschrank mich kennt und weiß, was er tun soll. Ich finde das grundlegend gut!

Berlin, am 19. Dezember 2012.